

ons stad



Nr 38 1991

Lebenselement Wasser

Ohne Wasser gibt es kein Leben: Mikroorganismen, Pflanzen, Tiere und Menschen – der Wassergehalt des menschlichen Körpers entspricht etwa 60% seines Gewichts – bestehen zum größten Teil aus der simplen chemischen Formel H_2O , und alle sind sie auf den natürlichen Kreislauf des Wassers auf unserem Planeten angewiesen.

Während der ganzen Evolutionsgeschichte der Erde, über Jahrtausende also, hat dieser Kreislauf dafür gesorgt, daß sämtliche Lebewesen, und somit auch die Menschen, ihren Durst auf natürliche Weise aus Quellen und Flüssen stillen konnten. Das Zeitalter der Aufklärung, die industrielle Revolution, der immer rasantere Fortschritt in Wissenschaft und Technik haben dann in knapp zwei Jahrhunderten Meere, Flüsse und Seen derart verdeckt, daß zur Trinkwassergewinnung heute komplizierte chemische Prozesse notwendig sind und viele Binnengewässer so gut wie keinen Fischbestand mehr haben. Sogar die Grundwasserreserven sind schon teilweise von Giftstoffen verseucht, so daß es höchste Zeit ist, mit dem lebenswichtigen Rohstoff Wasser sparsamer und verantwortungsvoller umzugehen.

Das gilt für alle hochentwickelten Industrienationen, und das gilt selbstverständlich auch für Luxemburg. Jahrhundertlang wurde die sogenannte „Brunnenvergiftung“ mit dem Tode bestraft, und erst im Industriezeitalter war es plötzlich kaum mehr als ein Kavaliersdelikt, wenn Unternehmen und Privathaushalte ihre hochgiftigen Abwässer ungeklärt in Bäche und Flüsse ableiteten.

Was würde ein Wüstenbewohner wohl von unserer geistigen Verfassung halten, wenn ihm jemals zu Ohren käme, daß wir von den 170 Litern mit viel Aufwand aufbereiteten Trinkwassers, die wir täglich pro Kopf im Durchschnitt verbrauchen, nur drei bis acht Liter zum Trinken und Kochen verwenden, aber ein Drittel unserer Tagesration allein dazu benutzen, um unsere Notdurft in die Kanalisation zu spülen, während die verblei-

benden hundert Liter für unseren übertriebenen Sauberkeitsfimmel - Bad und Dusche, Wäsche, Geschirrspülen, Autopflege usw. - in umweltschädigende Laugen verwandelt werden.

Nachdem Ökologen und Naturfreunde jahrzehntelang auf die horrenden Verseuchung der Wasserläufe aufmerksam gemacht haben, nachdem immer neue Umweltkatastrophen die Öffentlichkeit sensibilisiert haben, sollen nun gemäß einer europäischen Richtlinie die Abwässer aller Gemeinden mit mehr als 2.000 Einwohnern innerhalb der EG bis zum Jahr 2005 biologisch gereinigt werden. Hierzulande werden in den nächsten 10 Jahren sieben Milliarden Franken in Klärsysteme investiert: drei Milliarden davon in die Modernisierung bestehender Anlagen und vier Milliarden für Neukonstruktionen.

Vor allem die Alzette, dieser für die Luxemburger so symbolträchtige Fluß, ist neben den andern kleineren Bächen im Süden unseres Landes – der Korn, der Eisch und der Gander – eines der schmutzigsten Gewässer des Großherzogtums. Auch die in die Alzette mündende Petruß in ihrem schnurgeraden, zubetonierten Bett erinnert eher an eine Abwasserrinne als an einen natürlichen Bach.

Obwohl in den vergangenen Jahren zahlreiche biologische Kläranlagen bereits für eine leicht verbesserte Wasserqualität gesorgt haben, sollen vor allem die größeren Anlagen entlang der Alzette - Esch-Schiffingen, Bettemburg, Bonneweg, Beggen und Mersch - so nachgerüstet werden, daß sie zusätzliche chemische Schadstoffe herausfiltern können.

Wenn wir in dieser *Ons Stad-Nummer* die ehemals klaren und fischreichen Wasserläufe der Stadt Luxemburg vorstellen, dann gelangen wir zu einer deprimierenden ökologischen Bilanz. Es ist höchste Zeit für eine konsequente Umweltpolitik, in unserem ureigenen Interesse. Wie heißt es so schön: Wir brauchen die Natur, die Natur braucht uns nicht.

r.cl.



2

Stater Chronik

- „Eurovillages“
- Hauptstädtischer Verkehrsdienst
- Charles Schmitt †
- Paul Helminger als Stadtschöffe vereidigt
- Simone Beissel neue DP-Rätin
- Porte ouverte im Hollericher Schlachthof
- Wohnviertel „Sauerwiss“
- Neue Sozialwohnungen auf Kaltreis
- Straußfeier im Bonneweger Kulturzentrum

5

Le nouveau projet général d'aménagement de la ville de Luxembourg: Une ambition à l'heure de l'ouverture de l'Europe

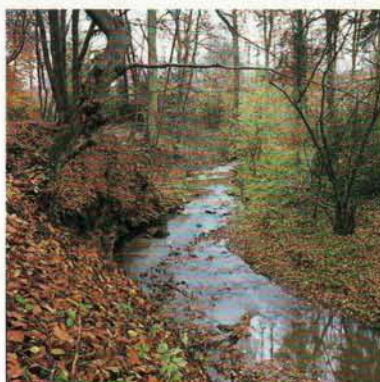
Fernand Bintner, directeur du Service d'Urbanisme, présente aux lecteurs de „Ons Stad“ en grands traits la philosophie du „Plan Joly“ qui a été approuvé provisoirement par le conseil communal dans sa séance du 4 novembre.



8

Die Gewässer der Stadt Luxemburg

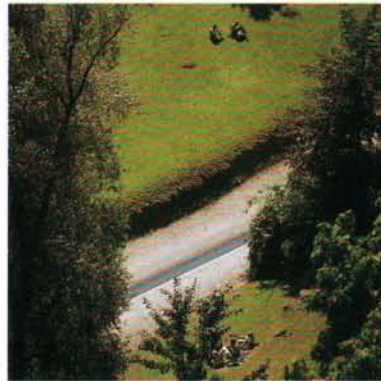
Alzette, Petruß, Cessinger Bach, Merler Bach, Mühlentbach, Drosbach, Hoerbach, Neudorfer Bach, Dommeldinger Bach, Donnerbach: In einer fachkundigen Dokumentation hat Emile Erpelding die Geschichte sämtlicher Wasserläufe der Stadt Luxemburg skizziert, von denen viele Einwohner oft nicht einmal den Namen kennen. Die ökologische Bilanz ist erschreckend.



16

Spaziergang durch das Petrußtal

Einer der letzten „Abreißkalender“, den Batty Weber kurz vor seinem Tod für die „Luxemburger Zeitung“ verfaßte, als das Land bereits monatelang von den Nazis besetzt war, zeugt von Melancholie und Heimatliebe.



17

Alzette- und Petruß-Rhapsodie

Nostalgische Jugenderinnerungen von Fernand Hoffmann

21

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Eine Serie von Henri Beck

22

La protection de l'environnement au 18^e siècle

par Guy May

24

Den Aussaz

Eng Geschicht vum Josy Braun

26

Eine Wüste neuer Art

Ökologische Überlegungen von Hoimar von Ditfurth

28

Batty und die Drei Eicheln

Eine Satire von Jacques Drescher

30

Trésors du Musée J.-P. Pescatore

par Georgette Bisdorff

31

Villa Vauban, galerie municipale de peinture . . .

La Villa Vauban sera détournée pour quelques années de sa destination coutumière de galerie municipale de peinture, afin de loger pendant cette période les bureaux et pièces de réception du Grand-Duc. Danièle Wagener, conservateur des musées de la ville, esquisse l'historique du bâtiment et informe les lecteurs des mesures qui ont été prises pour réduire au minimum les inconvénients qui pourraient résulter d'un abandon complet de ses programmes d'exposition.



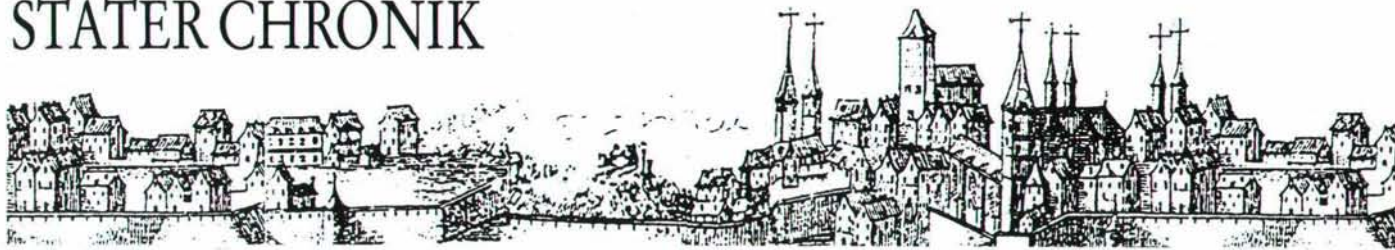
Ons Stad Nr 38 décembre 1991

Périodique édité par l'administration communale de la Ville de Luxembourg paraissant 3 fois par an

Tirage: 40.000 exemplaires
Distribution gratuite à tous les ménages de la Ville de Luxembourg

Conception générale: Henri Beck
Coordination: René Clesse
Photos: IMEDIA, Marcel Schroeder, Guy Hoffmann,
© Photothèque de la Ville de Luxembourg (Charles Bernhoeft, Batty Fischer, Kaemmerer, Edouard Kutter, Théo Mey, Marc Betzen, François Buny, Jean-Pierre Fiedler et Carlo Foeteler).
Dessins: Pit Weyer, Andreas Wagner
Layout: Dieter Wagner
Photocomposition:
Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg
Imprimé sur les presses de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg

STATTER CHRONIK



„Eurovillages“ auf der Place d'Armes

Zum Abschluß der Luxemburger EG-Präsidentschaft hatten die zwölf Mitgliedsstaaten der Gemeinschaft die Gelegenheit, sich auf der hauptstädtischen Place d'Armes in Form von sogenannten „Eurovillages“ einem breiten Publikum vorzustellen. Die originelle Veranstaltung dauerte vom 27. bis zum 30. Juni und informierte die interessierten in- und ausländischen Besucher über die historischen, kulturellen, touristischen und kulinarischen Besonderheiten der jeweiligen Länder.

Hauptstädtischer Verkehrsdienst stellte sich der Presse vor

Am vergangenen 28. August hatte der „Service de la Circulation“ der Stadt Luxemburg die Presse in die ehemalige „Koffertfabrik“ in der Bonneweger Rue Auguste Charles geladen, in deren restaurierte Räumlichkeiten die mit 65 Leuten – 36 Beamte, 27 Arbeiter und zwei Raumpflegerinnen – besetzte Dienststelle vor drei Jahren umgezogen ist. Über Arbeitsmangel kann sich der Verkehrsdienst jedenfalls nicht beklagen, wenn man weiß, daß pro Tag rund 400.000 Fahrzeugbewegungen auf dem 350 km langen Straßennetz der Hauptstadt stattfinden. Um diese permanente Blechlawine durch die Stadt zu schleusen, müssen 121 Ampelanlagen bedient, 28.000 Verkehrs- und Hinweisschilder gewartet, 641 Parkuhren und 135 Parkscheinautomaten kontrolliert und sämtliche Fußgänger- und Fahrbahnstreifen regelmäßig erneuert werden. Bis 1993 soll mit Hilfe einer zentralen, per Computer gesteuerten Ampelregulierung der Verkehrsfluß auf dem Stadtgebiet verbessert werden. Trotz alledem: Das totale Chaos läßt sich langfristig nur verhindern, wenn immer mehr Menschen ihr Auto zu Hause oder auf einem Park & Ride-Gelände stehenlassen und auf den öffentlichen Transport umsteigen.

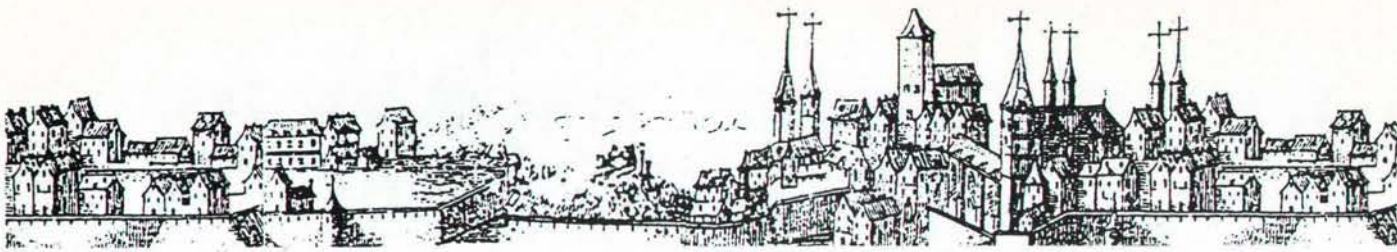


Luxemburger Schauspieler Charles Schmitt verstorben



Im Alter von 52 Jahren verstarb nach kurzer Krankheit der bekannte Luxemburger Schauspieler Charles Schmitt am 13. November in einer hauptstädtischen Klinik. Charles Schmitt, ein Sohn unserer Stadt, war neben den kürzlich verstorbenen Akteuren Georges Ourth und Joseph Noerden einer der wenigen Luxemburger Schauspieler, die im Ausland eine blendende Theaterkarriere gemacht haben. 1939 geboren, schrieb sich Charles Schmitt nach seinen Sekundarstudien am Straßburger *Centre dramatique de l'Est* ein, das er drei Jahre später als Berufsschauspieler verließ. Nach einem ersten Engagement in Straßburg wurde er Mitglied der *Comédie des Alpes*

von Grenoble, einem Ensemble, das später zum *Centre dramatique national des Alpes* wurde. 1986 wechselte „Charly“ zur berühmten Bühne des „Théâtre National Populaire“ (Lyon-Villeurbanne) über. Charles Schmitt, der in großen Rollen öfters auf dem Festival von Avignon zu sehen war, gastierte auch mehrere Male in Luxemburg, u.a. in Stücken von Beckett, Molière und Tschechow (*Platonov*, Februar 1991). Auch in diesem Herbst sollte Charles Schmitt im Luxemburger Kapuzinertheater auf der Bühne stehen, in einer Hauptrolle im Kundera-Stück *Jacques et son maître*. Das sollte ihm nicht mehr gegönnt sein.



Paul Helminger als Stadtschöffe vereidigt

Als Nachfolger des zurückgetretenen Jean-Paul Ripinger (DP) im hauptstädtischen Schöffenrat wurde am 22. August Paul Helminger von Bürgermeisterin Lydie Wurth-Polfer vereidigt. Dem neuen Stadtschöffen, der durch großherzoglichen Beschluß vom 10. August ernannt wurde, unterstehen der Hygienesdienst, die Stadtgärtnerei, die Berufsfeuerwehr mit dem Rettungsdienst, die städtischen Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke sowie der Schlachthof.



Simone Beissel
neue DP-Stadträtin

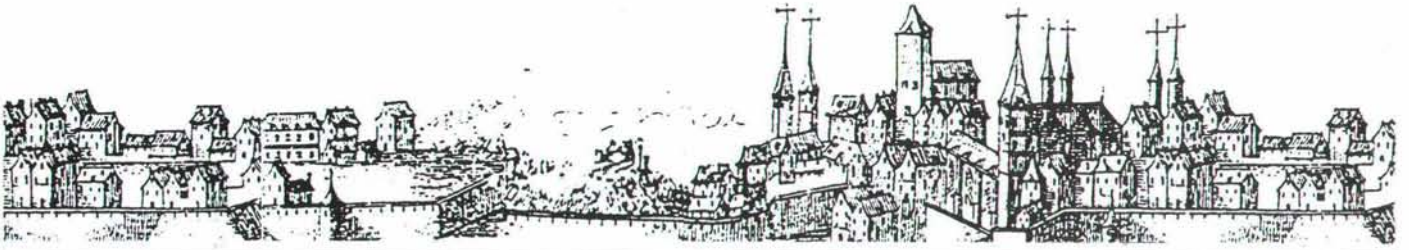
Das Mandat des in den Schöffenrat berufenen Paul Helminger übernahm im Stadtrat für die DP die Rechtsanwältin Simone Beissel, die in der Gemeinderatsitzung vom 30. September vereidigt wurde.

Tag der offenen Tür im Hollericher Gemeinde-Schlachthof

Anlässlich der Einweihung eines neuen Fleisch-Verschneiderraums fand am Samstag, den 29. Juni, ein gutbesuchter Tag der offenen Tür im Hollericher Schlachthof statt. Zusammen mit den Ehrengästen, unter ihnen auch Bürgermeisterin Lydie Wurth-Polfer, ließen sich zahlreiche Besucher von Veterinär-Direktor André Kremer die modernen und hygienisch einwandfreien Anlagen erklären, die sich harmonisch in die architektonisch interessanten Gebäulichkeiten einfügen, die zum Teil noch aus dem Jahre 1902 stammen. Erst nach der Eingemeindung dieses Stadtteils waren die Hollericher Anlagen Ende der zwanziger Jahre umgebaut und vergrößert worden, so daß der erste Schlachthof der Stadt Luxemburg überflüssig wurde, der 1876 in Pfaffenthal gebaut worden war, dort, wo sich heute die Jugendherberge befindet.



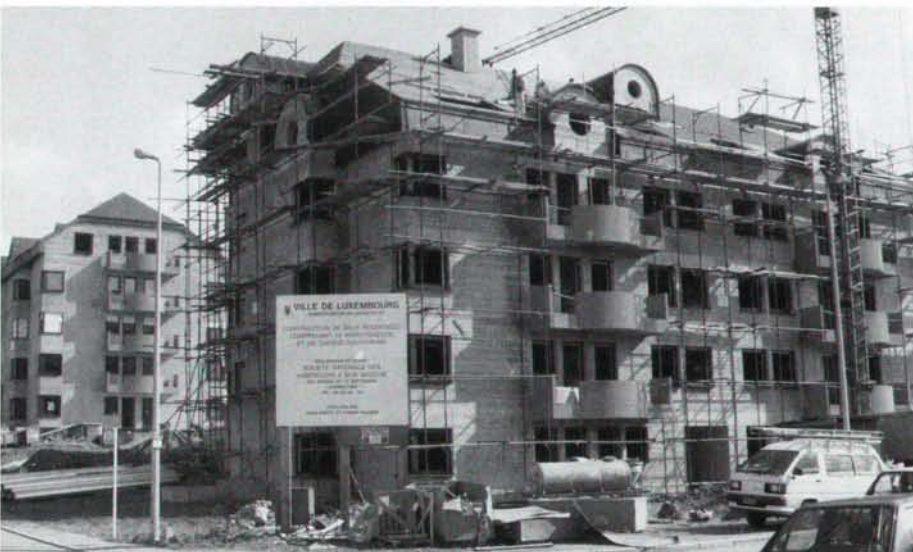
E schéine Krëschttag an e glécklecht Neit Joer
Joyeux Noël et une bonne et heureuse Année
Frohe Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr
Auguri per un Buon Natale e felice Anno Nuovo
Feliz Natal e bom Ano Novo



Bauarbeiten am Wohnviertel „Sauerwiss“ haben begonnen

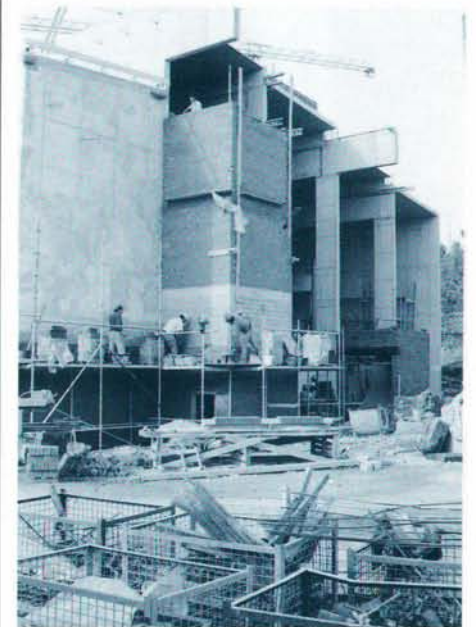
Am vergangenen 10. Oktober erfolgte endlich der offizielle erste Spatenstich für das neue Gaspericher Wohnviertel „Sauerwiss“, das der Fonds de Logement gemeinsam mit der Stadt Luxemburg verwirklicht. Zwischen der Rue de la Déportation, dem Mühlenweg und der Rue de Gasperich werden hier auf einer Fläche von 11 Hektar insgesamt 496 neue Wohnungen für rund 1.500 Menschen gebaut, wovon die ersten bereits Ende 1993 bezugsfertig sein werden. Das ganze neue Wohnviertel „Sauerwiss“ wird 1996 fertiggestellt sein, und es soll keineswegs eine monotone Schlafsiedlung, sondern ein lebendiger Teil Gasperichs werden, mit Grünflächen, Geschäften und Gaststätten. Die neuen Wohnungen, die zu einem Drittel vermietet und zu zwei Dritteln verkauft werden sollen, sind aufgeteilt in 111 Einfamilienhäuser, 113 Zwei- oder Dreifamilienhäuser und 272 Appartements. Das Viertel „Sauerwiss“ soll vor allem dem akuten Wohnungsmangel in der Hauptstadt entgegenwirken.

Stadt Luxemburg baut 33 neue Wohnungen auf Kaltreis



Straußfeier im künftigen Bonneweger Kulturzentrum

Am vergangenen 25. Oktober fand im Beisein zahlreicher Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens die Straußfeier des neuen Kulturzentrums in Bonneweg statt. Bauherr ist die Stadt Luxemburg, und der 1987 vom Schöffenrat ausgeschriebene Wettbewerb wurde von den Architekten Marc Ewen und Finn Legarth gewonnen. Unter der Regie des Stadtarchitekten begannen die Rohbauarbeiten im Januar 1991. So wird Luxemburgs größtes Stadtviertel bald neben dem gedeckten Schwimmbad über ein eigenes Kulturzentrum verfügen, das nicht nur öffentliche Veranstaltungen mit bis zu 450 Besuchern ermöglicht, sondern auch mit seinen zahlreichen Versammlungsräumen dem lokalen Vereinsleben entgegenkommt.



Im Mai 1991 begannen die Bauarbeiten an zwei großen Appartementhäusern auf Kaltreis, der *Résidence Virgile* am Boulevard Kaltreis und der *Résidence Horace* in der Rue Nic Martha. Bauherr ist die Stadt Luxemburg, die hier mit insgesamt 33 Appartements und Studios, die alle zum Verkauf angeboten werden, für neuen sozialen Wohnungsbau sorgt.

Le nouveau projet général d'aménagement de la Ville de Luxembourg:



A Château-Chinon, je m'efforce de préserver, quand elles valent qu'on s'en occupe, les traces du passé. Elles sont à vrai dire assez rares dans ce pays que se sont disputé avec acharnement rois de France et ducs de Bourgogne. Au hasard d'une fortune changeante, vainqueur et vaincu n'ont laissé derrière eux que des cendres. Du château il ne reste rien et de la vieille cité pas grand-chose. Tout de même ces maisons de pierre dure et grise, ces rues étroites qui épousent encore le dessin médiéval, ces voûtes, ces fontaines qui ont pris la couleur de la terre et du ciel d'automne comme on n'en voit qu'en pays celte, ont besoin d'être protégées.

(François Mitterrand,
maire de Château-Chinon)

Une ambition à l'heure de l'ouverture de l'Europe

M. Pierre Vago, dont M. Pierre Joly, dans le Dictionnaire encyclopédique de l'architecture moderne et contemporaine, se plaît à souligner le rôle éminent qu'il a tenu dans le domaine de l'architecture et de l'urbanisme de notre temps, est l'auteur du plan général d'aménagement de la ville approuvé le 17 avril 1967 par le conseil communal. Si ce plan, conçu dans la philosophie de son époque, a pu paraître par trop rigide et trop fonctionnaliste en programmant la forme de la ville à partir de règles générales découlant d'un plan de zonage qui prévoyait un développement concentrique, il n'en reste pas moins que l'urbaniste avait, pour la première fois dans l'histoire de l'urbanisation de notre ville, prévu d'inscrire dans son plan de vastes zones à protéger: la vieille ville, les secteurs bordant les vallées de la Pétrusse et de l'Alzette, le secteur du parc municipal et les secteurs résidentiels le longeant, ainsi que de frapper de servitudes architecturales certains ensembles de constructions bordant des voies et des places particulièrement exposées.

Pour des raisons que je n'ai pas à commenter, la deuxième phase de son plan d'aménagement qui avait pour objet de le compléter par des plans de détail et ainsi de canaliser l'évolution de notre ville selon la logique de ce plan, ne fut pas confiée à M. Pierre Vago. C'est donc ainsi que depuis 1967, le développement de la ville s'est opéré sur la base dudit plan que, il convient de le rappeler, M. Fernand Zürn, échevin de l'urbanisme d'alors, avait qualifié, à l'occasion de sa présentation au conseil communal le 10 avril 1967, de „plan directeur”, devant encore être

complété et élargi, en soulignant que dans l'idée de son auteur le plan était „appelé simplement à donner, d'un côté, des directives précises pour le développement harmonieux de la ville, conformément à sa vocation de capitale et de centre administratif et touristique et à fixer, d'un autre côté, des normes aussi claires et aussi simples que la matière le permet pour la construction immobilière, le tout dans le respect des droits et intérêts légitimes de chacun et dans le cadre des coutumes locales”.

Nul n'ignore qu'aux termes de la loi du 12 juin 1937 concernant l'aménagement des villes et autres agglomérations importantes, tout projet d'aménagement peut être révisé et modifié suivant des procédures bien définies. Ainsi, d'une part à la suite de certaines réclamations, d'autre part en fonction de l'évolution de certaines idées ou de données de base ou encore de besoins s'étant fait ressentir, le projet général d'aménagement, parties graphique et écrite, a subi au fil des ans une centaine de modifications. Certaines, à mon avis, étaient intempestives et malencontreuses, comme par exemple l'inscription, dans la réglementation, de l'article 2.35.3 donnant la possibilité de construire des immeubles-tours dans les secteurs centraux dans le but d'agrandir l'environnement urbain; d'autres évoluaient dans le sens de nos préoccupations actuelles: ainsi, à la suite d'une proposition du service d'urbanisme datant de 1974, le conseil communal a approuvé le 2 juin 1975 le nouvel article 2.68 permettant au collège échevinal, en vertu de l'article 57 de la loi de 1937, d'émettre des conditions esthétiques pour le secteur central

de la ville haute et le plateau Bourbon. A la même occasion, la hauteur admissible de construction fut ramenée pour les immeubles bordant l'avenue de la Liberté, de la place de Metz à la place de Paris, de vingt-cinq mètres à la hauteur des constructions existantes, afin de respecter le caractère prestigieux de la plus belle avenue de notre ville. A la suite, maints propriétaires ont entrepris des rénovations de prestige, soulignant ainsi l'homogénéité de cet ensemble exceptionnel.

Malgré les adaptations et les amendements successifs, s'est posée avec plus ou moins d'acuité la question de savoir s'il ne faudrait pas enfin en arriver à une refonte complète du plan d'aménagement en vigueur depuis plus de vingt ans; s'il ne faudrait pas tenir compte de la foudroyante évolution de notre capitale, concentrant la vie politique, économique et culturelle de notre pays, ville exerçant de multiples fonctions européennes, voire internationales, l'une des places financières les plus fortes de l'Europe, avec ce que cela comporte de bouleversements et autres changements dans le cadre de vie et dans le contexte urbain; si, – vu la prise de conscience aiguë de notre population, en ce qui concerne tant la valeur inappréciable du patrimoine urbain et architectural à protéger par tous les moyens, que le maintien de la qualité de la vie et la protection de la nature, – il ne faudrait pas en même temps étendre les mesures de protection dans le but d'un équilibre harmonieux qui devrait constituer la base du droit de chacun à jouir d'un cadre de vie satisfaisant, spécialement dans notre ville dont les dimensions sont encore à l'échelle de l'homme.

**„Pierres d'église ou de théâtre
Bornes des champs dalles de l'âtre
Pierres sans rime ni raison
Pierres muettes des maisons
Traces d'époques incertaines
Margelles noires des fontaines
Pierres qui s'usent aux genoux
Les pierres n'ont peur que de nous.”**
Louis Aragon



Aussi, le collège échevinal s'est-il fixé comme but, dans sa déclaration qui a suivi les élections municipales de 1981, de procéder à une révision globale du projet général d'aménagement, en tenant compte des besoins de l'heure. Cette haute mission fut confiée le 17 novembre 1986 à M. Robert Joly, architecte en chef des bâtiments civils et palais nationaux. A noter ici qu'au moment même où M. Jacques Chirac, maire de Paris, faisait souffler un vent de libéralisme sur sa ville et en ravalait le plan d'occupation des sols pour promouvoir une augmentation des densités de construction en vue d'encourager les entreprises européennes à installer leur siège à Paris, allant jusqu'à permettre aux promoteurs de démolir dans le centre des affaires, entre l'Opéra et l'Etoile, les nobles mais peu commodes immeubles „hausmanniens” pour reconstruire des locaux fonctionnels et hyper-rentables, le conseil communal de Luxembourg, peut-être dans un réflexe de solide bon sens dont savent souvent faire preuve les Luxembourgeois, a pris une décision à la fois sage, ambitieuse et prévisionnelle dans le domaine de l'urbanisme de notre capitale.

Sous la direction éclairée de M. Robert Joly, le service d'urbanisme, secondé par les services municipaux ainsi que par ceux de l'Etat, a établi des enquêtes approfondies portant sur la ville et l'agglomération urbaine, a fait des analyses de leur forme, telle qu'elle s'est modifiée au cours des différentes poussées de la construction, en ayant recours à tous les moyens techniques disponibles, telles les photos aériennes, la vidéo ainsi que la représentation graphique d'ensembles de

façades et de quartiers entiers, a dressé des plans renseignant sur les affectations des immeubles de tout le tissu urbain, afin d'en dégager l'évolution de chaque quartier en relation avec les pressions conjoncturelles. Parallèlement la ville a décidé de se doter d'un „plan vert” afin de pouvoir intégrer dans son nouveau projet ses principes en matière d'écologie et de protection de la nature et des ressources naturelles.

Les possibilités de développement des infrastructures concernant la circulation, le transport, les réseaux de desserte ont été étudiées pour en dégager le périmètre d'agglomération et les extensions raisonnablement prévisibles de la ville. Sur la base de ce travail approfondi de réflexion et de prospective, l'avant-projet en résultant a fait l'objet de débats suivis entre le collège échevinal, les représentants des élus et les techniciens pour aboutir au nouveau projet général de la ville, approuvé provisoirement par le conseil communal dans sa séance du 4 novembre 1991. Ce projet n'est pas un produit fini et les responsables n'ont pas la prétention d'avoir établi un document touchant à la perfection d'ailleurs impossible à atteindre. Son message tient en quelques mots: équilibre, harmonie, mieux-vivre, épanouissement et avenir.

Le territoire urbain a été divisé en différentes zones:

- à l'intérieur du périmètre d'agglomération:
 - les zones d'habitation,
 - les zones mixtes,
 - les zones protégées,
 - les zones d'activités,
 - les zones à aménager;

**„L'apport de l'artiste entre en jeu
et il organise,
il met son ordre dans le désordre.
Il crée, il arrive à l'évidence".**

Fernand Léger

- sur tout le territoire de la ville:
les terrains réservés et les terrains à l'étude,
les zones naturelles,
les zones non aedificandi.

Le plan d'aménagement de la ville ne doit pas être reçu comme une contrainte. Aucune des activités humaines, habiter, travailler, se détendre, se reposer, apprendre, ne doit être envisagée séparément et la ville doit refléter cette unité dans son équilibre entre l'urbain et le rural, entre le bâti et les espaces naturels. Le même équilibre doit être préservé entre l'habitat et l'emploi. Les longues migrations quotidiennes sont des non-sens, mais l'on peut remédier à leurs causes mécaniques par une grande politique foncière de rééquilibrage des zones d'habitat et d'emploi.

Le nouveau plan vise spécialement l'amélioration des conditions de vie des habitants de la ville.

La mise en valeur et la protection du patrimoine urbain et architectural, la revitalisation des quartiers centraux, des centres de localités, l'implantation d'établissements culturels et de loisirs ou d'installations sportives en sont un élément essentiel permettant de mettre à la portée de tous la diversité et la richesse de notre ville.

En outre, il convient de souligner qu'à la suite de concertations suivies avec les instances de l'Etat, le plan contient des options pour que la ville continue à être le

moteur de l'activité économique du pays et à améliorer ses équipements et ses infrastructures d'accueil. A noter dans ce contexte que les ensembles de terrains figurant sur le plan comme terrains réservés à destination particulière ou comme ensembles à restructurer, et que déjà de mauvais esprits dénomment „les zones grises du plan", feront l'objet d'études globales sous la responsabilité de la ville et de l'Etat et constituent un des atouts majeurs du plan en offrant d'énormes potentialités d'expansion. Car l'équilibre de l'habitat et de l'emploi est lié à la promotion de tout un tissu d'établissements tertiaires et de petites et moyennes entreprises.

Ainsi, tout en ouvrant de larges perspectives d'épanouissement et d'avenir aux vocations multiples de notre capitale, le plan, en privilégiant une vision d'ensemble de notre ville, porte une attention particulière au respect et à la protection de l'héritage que le passé nous a légué. La sauvegarde du patrimoine architectural, culturel et historique aux fins de maintenir l'identité des différentes parties constituant cet héritage aussi bien que la

reconquête de la ville pour l'habitat, sont des constituantes primordiales du plan qui, pour ces parties, sera complété par des projets plus détaillés et des règles claires et précises.

Puissent les hommes de l'art faire bon usage de l'instrument qui leur est donné et tirer profit, dans l'établissement de leurs projets, des larges possibilités que leur offrent les dispositions nouvelles. A l'heure actuelle, quelques-uns parmi les plus grands architectes du monde sont en train de réaliser ou d'établir des projets dans notre ville. Une saine émulation devrait nous permettre de nous débarrasser de ce navrant „espéranto architectural" dont parlait Jean Cocteau et de concevoir des projets beaux, sensibles, s'intégrant au caractère spécifique de notre ville et mettant à profit les immenses possibilités que permettent les progrès techniques. Je terminerai en paraphrasant le poète: „Ce n'est pas le béton qui tue, il a ses assassins". Suivez mon regard.

Fernand Bintner

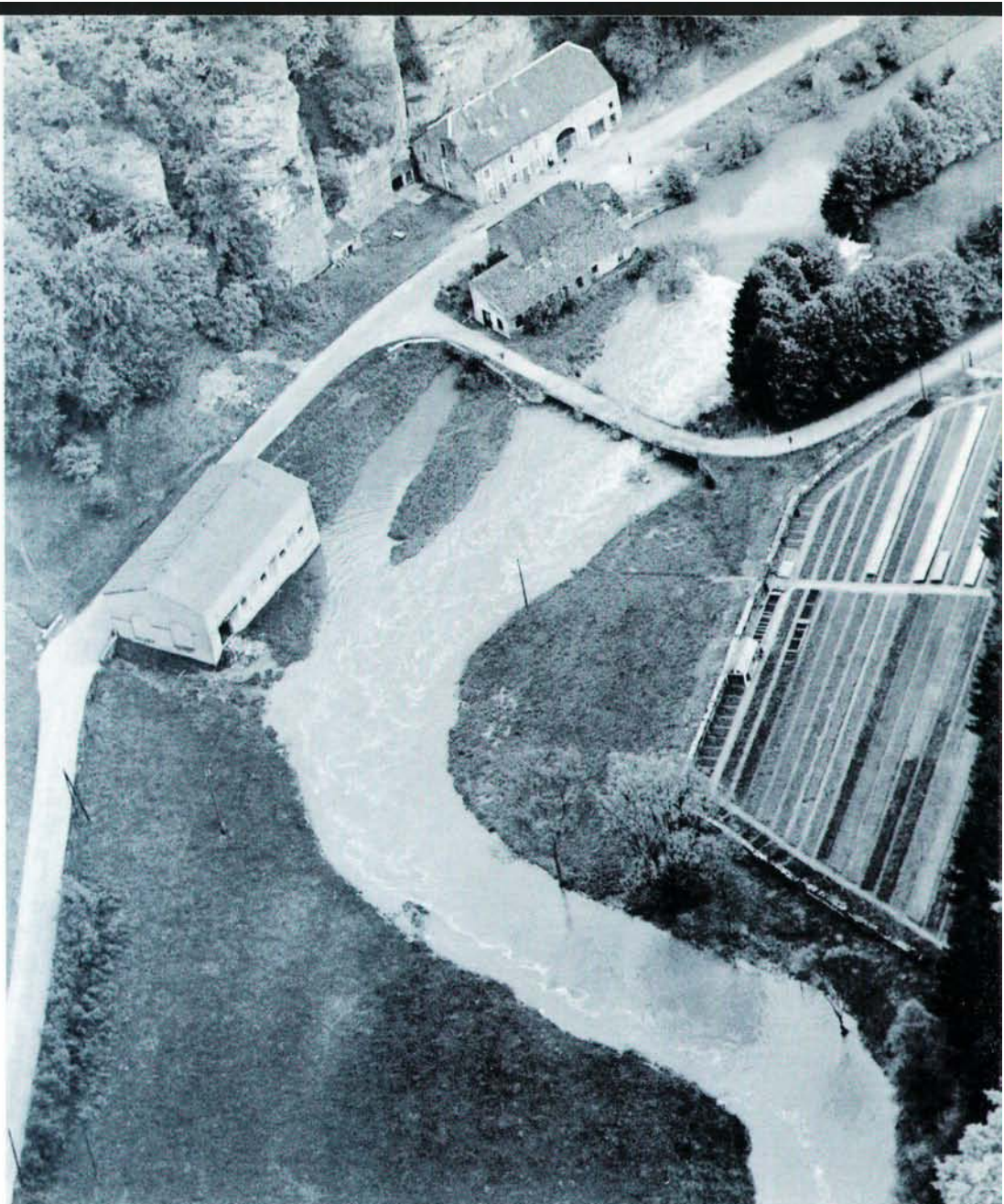


**„... La forme d'une ville
change plus vite,
hélas,
que le cœur d'un mortel."**

Charles Baudelaire

Die Gewässer der Stadt Luxemburg

Von ihrer Quelle bei Thil in Frankreich, nur 3 km von der luxemburgischen Grenze entfernt, bis zur Grenze der Stadt Luxemburg bei der Gantenbeinmühle, hat die Alzette bereits eine Strecke von 30 km zurückgelegt.



Gantenbeinmühle 1958

Zwei Wasserläufe haben das Antlitz unserer Stadt geprägt, sie haben ihre Naturschönheit geschaffen und ihr historisch-politisches Schicksal vorbestimmt: Alzette und Petruß.

Diese beiden Flüsse gruben sich während Jahrtausenden in den Block des Sandsteins ein und bildeten schmale und tiefe Täler, deren steile, graugelbe Felswände den Aufstieg zur Anhöhe erschwerten. Bei dieser geologischen Erosionsarbeit wand sich die

ALZETTE

schlangenartig in derartigen Mäandern, daß jeder Fremde seine Mühe hat, sich in diesem Labyrinth von Wasserschleifen und den darin verschachtelten, hohen, felsigen Landzungen mit den Namen Bock, Rham, Verlorenkost, Hämmerstätt und Itzigerkopp zurechtzufinden.

Ein solch monumentales Naturgebilde mußte die Bewohner dazu verleiten, in Zeiten der Unsicherheit und des Schutzbedürf-

nisses vor den Angriffen der eigenen Artgenossen auf diese Felskolosse zu flüchten.

Das Alzettetal war zweifellos ein altes Siedlungsgebiet, das mit einem fischreichen Fluß, mit klaren Quellen, die am Fuße der Felsen hervortraten, mit Felsvorsprüngen und Höhlen, geschützt gegen kalte Nordwinde, seinen Urbewohnern ideale Lebensbedingungen bot.

Die Römer hatten diese besondere Lage entdeckt und auf dem Plateau in der Gegend des heutigen Fischmarkts ein Kastell erbaut, das auf dem Weg, der von Arlon nach Andethana führte und beim Widenberg an den Römerweg Metz-Trier anschloß, einen wichtigen Wacht- und Aussichtsturm darstellte, den sie Lucilinburhuc nannten. Diese Bezeichnung sollte der Stadt und dem Land den Namen Luxemburg verleihen.

Der Name der Alzette wird in sehr alten Akten erwähnt. Im 4. Jahrhundert nach Christus besingt der gallo-römische Dichter Ausonius in seinem Werk „Mosella“ die Alzette, die er Alisontia nennt, mit folgen-

den Worten: *Nec minor hoc tacitum qui per sola pingua labens stringit frugifera felix Alisontia ripas.* (Nicht geringer, aber, dieser Fluß, die segenbringende Alisontia, die verschwiegen durch fette Böden gleitet, obstreiche Ufer berührt.)¹

Jahrhunderte später entdeckte Graf Siegfried die strategisch optimale Lage des Lucilinburhuc auf dem Bockfels, den er im Jahre 963 mit den umliegenden Gütern von der Maximinabtei durch Tausch erwarb.

„Vier Jahrzehnte vor der Erwerbung des Lucilinburhuc-Felsens durch Graf Siegfried war der ganze Bering so ausgedehnt, daß die Abtei außer Land, Kirche, Pfarrhaus, Wald, Hörigen noch sechs Mühlen vergeben konnte“. (Paul Margue)²

Von seiner Quelle bei Thil in Frankreich, nur 3 km von der luxemburgischen Grenze entfernt, bis zur Grenze der Stadt Luxemburg bei der Gantenbeinmühle, hat der Fluß bereits eine Strecke von 30 km zurückgelegt. Nach seiner Durchquerung des Minettegebiets erreicht er bei Bettem-

burg eine Wiesenebene, die allgemein unter dem Namen „Roeserbann“ oder „Roesertal“ bekannt ist. Diese Ebene erstreckt sich bis Hesperingen, wo der Fluß ohne Übergang in das enge, felsige Tal eintritt. Bis dahin hat die Alzette 13 Mühlen bedient.³

Über eine Länge von 12 km windet sich der Fluß dann durch die romantischen Täler der Felsenstadt.

„Wou d’Uelzecht durech d’Wisenzéit“, so beginnt unsere Nationalhymne. Der Nationaldichter Michel Lentz hatte wohl seine Gründe, als er die Alzette als ersten Fluß vor den größeren Wasserläufen Sauer und Mosel erwähnte. Die Alzette durchquert die Hauptstadt Luxemburg, und in der Besiedlung der Vorstädte Grund, Clausen und Pfaffenthal spielte das Wasser eine wesentliche Rolle.⁴ Es war Trinkwasser für Mensch und Vieh, Kochwasser, Waschwasser für Kleider, Bad und Haus, Gießwasser für die Gärten.

Auf den gestauten Wasserflächen konnte man mit Nachen Transporte ausführen, und an den Ufern standen geduldige Fischer, die ihre Beute an den fleischlosen Abstinenztagen auf dem Fischmarkt in der Oberstadt verkauften.

Die Alzette trieb die Räder von vielen großen Mühlen, welche die Grundlage für Industrie, Wirtschaft und Handel bildeten. Ohne den Fluß Alzette war hier kein Leben denkbar. In seinem gesamten Lauf, von der Quelle bis zur Mündung, fließt er durch ein dichtbesiedeltes Gebiet, und der größte Teil der Bevölkerung des Luxemburger Landes wohnt in seinem Uferbereich.

Die Wasserkraft dieses Flusses war für die Industrialisierung in vergangenen Zeiten von größter Bedeutung. Bei seiner Einmündung in die Hauptstadt bei der Gantenbeinmühle beträgt die durchschnittliche Wassermenge pro Sekunde 290 Liter. Das ist eine ansehnliche Kraft, um unterschlächtige Was-

serräder an Mühlen verschiedener Art anzutreiben. Allein auf dem Gebiet der Stadt aktivierte das Wasser der Alzette 15 leistungsfähige Mühlen.

Die Industrialisierung hatte allerdings zur Folge, daß dieser Wasserlauf bis heute als Luxemburgs schmutzigstes Gewässer gilt. Sollte es einmal möglich sein, die ursprüngliche Reinheit der Alzette wieder herzustellen?

Während das Volk im Tal fleißig arbeitete, war auf der Felsenhöhe der Burgbau gediehen und hatte sich im Laufe von ein paar Jahrhunderten zu einer der stärksten Festungen Europas entwickelt, die das „Gibraltar des Nordens“ genannt wurde.

Im Tal haben die Menschen keine Festungen, sondern Brücken gebaut, die ihnen den friedlichen und geselligen Umgang erleichterten. Mehr als 25 Brücken und Stege zählt man von der Gantenbeinmühle bis zur alten Brücke in Beggen.

Robert Schuman, der europäische Pionier, ist in Clausen geboren. Den besonderen Reiz der Alzette in Clausen schildert Paul Henkes, der nachdenkliche Sohn seiner Heimatstadt: „Es ist, als besinne sich hier die Alzette auf das, was ihr in Bälde bevorsteht; zum letzten Male sammelt sie sich in eine feierliche Gelassenheit. Seltener werden die Häuser an den Ufern, ein paar weinende Weiden neigen sich in die Kühle, Fort Thüngens waldbunte Krone glänzt empor im violetten Schimmer frühlinglicher Birkenwipfel, und nur der silberne Sang eines unsichtbaren Springquelles wandert aus herrschaftlichem Garten herüber in die Stille vergessener Kriegerfriedhöfe, die fast Trauer ist.“⁵

Unter der hohen Eisenbahnbrücke hindurch fließt die Alzette nach Pfaffenthal. Von hier aus, wie auch in den Tälern von Clausen und Grund, eröffnet sich

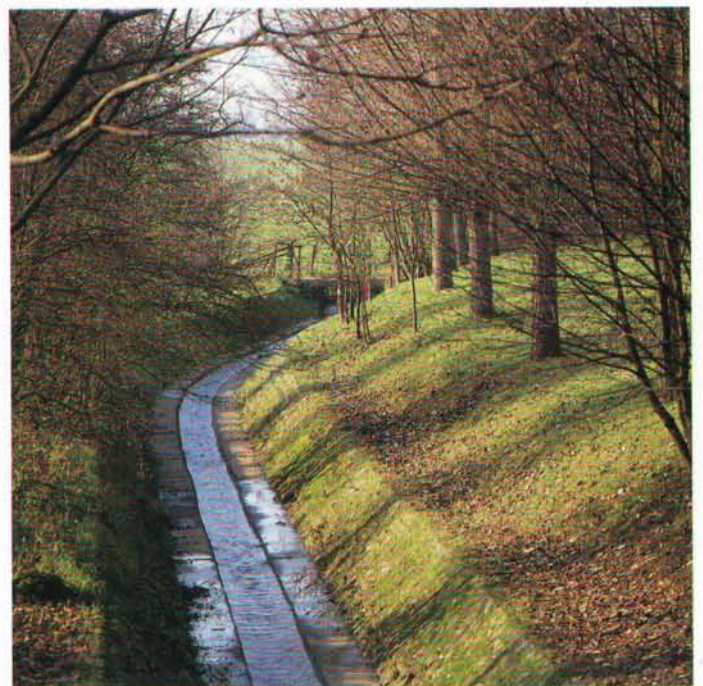
dem Beschauer ein Panorama auf die Stadt, deren Anblick den Besucher tief beeindruckt. Der Dichter Johann Wolfgang von Goethe, der 1792 auf seiner Durchreise eine Woche in Luxemburg verweilte, schildert sein Staunen: „Wer Luxemburg nicht gesehen hat, wird sich keine Vorstellung von diesem an und über einander gefügten Kriegesgebäude machen. (...) Nichts kann deshalb einen wunderlichsen Anblick gewähren als das mitten durch dies alles am Flusse sich hinabziehende enge Thal, dessen wenige Flächen, dessen sanft oder steil aufsteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terrassen abgestuft und mit Lusthäusern belebt sind, von wo aus man auf die steilsten Felsen, auf hochgetürmte Mauern rechts und links hinaufschaut. Hier findet sich so viel Größe mit Anmuth, so viel Ernst mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünschen wäre, Poussin hätte sein herrliches Talent in solchen Räumen bethätigt.“⁶

Vom Pfaffenthal aus strebt die Alzette über Siechenhof, Weimerskirch, Eich, Dommeldingen und Beggen dem Ausgang der Stadt zu. Bei der Kläranlage verläßt der Fluß das Stadtgebiet. Hier erbreitert sich das Tal immer mehr und dehnt sich in ein flaches Wiesental, das „Merschertal“, aus. Nach einem Gesamtlaf von 72 km mündet der Fluß bei Ettelbrück in die Sauer.

Gemeinsam mit der Alzette ist die Petruß zu nennen, die bei der Bildung der Täler der Stadt Beihilfe leistete. Die Petruß aber entsteht durch den Zusammenfluß von zwei Bächen, die außerhalb des Stadtgebiets ihren Ursprung haben. Der

CESSINGER BACH

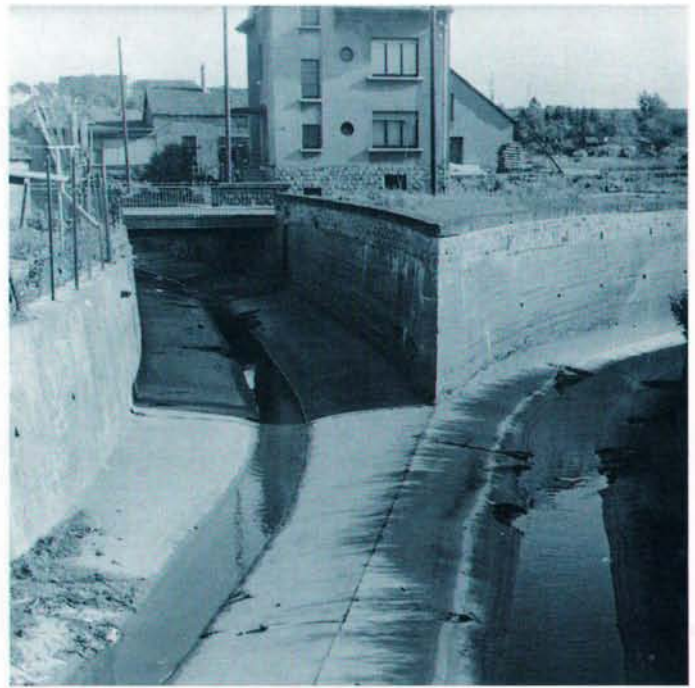
entsteht südwestlich des Stadtgebiets. In einer großen Lichtung, nördlich von Leude-



Cessinger Bach

Die Alzette in Clausen

Merler Bach



lingen, zwischen den Wäldern „Ennëscht Bësch“, „Jongebësch“, „Killebësch“ und „Laangebësch“ fließen einige Rinnsale aus verschiedenen Richtungen zusammen. Unterhalb des „Schléiwenhaff“ vereinigen sie sich zu einem Bach, der anfangs „Bowent“, dann in der Nähe von Cessingen „Cessinger Bach“ genannt wird.

Im „Schiereslach“ beim Cessingerbusch trifft er auf Luxemburger Stadtgebiet. Anschließend unterquert er die imposante Kreuzung der Autobahnen nach Arlon, Esch-Alzette und Bettemburg (Thionville). In Cessingen hat die Gemeinde seinen Lauf reguliert und aufgeputzt, seine Ufer parkähnlich verschönert, dem Bach gewissermaßen vor seinem Ende noch eine Ehrerbietung erwiesen. In seinem Unterlauf, kurz vor der Begegnung mit dem Merler Bach, trieb sein Wasser eine Ölmühle.

Nach einem Gesamtlauf von 6 km vereinigt sich der Wasserlauf in Hollerich mit dem

MERLER BACH.

Dieser Bach entsteht im Wald „Haed“ zwischen Holzem und Bartringen. Der Wasserlauf trägt den Namen „Hiermesweier“, fließt durch den südlichen Teil von Bartringen und wird dann „Merler Bach“ genannt. Hinter Helfenterbrück, dort wo die Straße nach Longwy und die Eisenbahnstrecke Luxemburg-Arlon sich kreuzen, tritt der Bach auf Luxemburger Stadtgebiet. Etwa 300 m unterhalb dieser Stelle stand früher die Merler Münstermühle in der Flur „op der Plak“.

Nun schlängelt sich der Bach durch eine Wiesenlandschaft, meist versteckt unter Bäumen, die seine Ufer begleiten, schlüpfte unter kleinen Brücken durch, grüßt in Merl

Wasser zu spielen. Zweimal überspannen ihn in luftiger Höhe mit elegantem Schwung die Betonbrücken der Autobahnen.

In der Nähe von Hollerich fiel dem Bach die Aufgabe zu, eine Braumühle zu treiben. Nach einem Gesamtlauf von 8 km vereinigt sich das Gewässer mit dem Cessinger Bach unterhalb des Hollericher Friedhofs. Durch diesen Zusammenlauf entsteht die

PETRUS.

Gleich hinter dem Zusammenfluß aktivierte dieses Wasser nacheinander drei Mühlen: die Alte Mühle, die Pochmühle und die Neue Mühle.

Der Name der Petrus hat nichts mit dem Hl. Petrus zu tun. Doch ist der Ursprung des gemeinsamen Namens derselbe. Das lateinische Wort „petra“ bedeutet Stein oder Fels.

Unser Petrusbach wird in alten Dokumenten „rivus petrosus“ genannt, was „steinigere Bach“ bedeutet. Das ist durchaus verständlich. Denn die Petrus mußte sich im Laufe der Zeit in das Sandsteinmassiv, auf dem sich die Altstadt befindet, hineinarbeiten und hatte notwendigerweise ein steiniges Bett. Das merkt man heutzutage nicht mehr, da der moderne Mensch darauf hält, das Bachbett zu reinigen, damit das Wasser mit dem darin enthaltenen Schmutz, den die Menschen selber verursachen, einen zügigen Abfluß bekommt. Dazu soll auch noch das Betonieren des Bachbetts nützlich sein, eine Praxis, die heute von Naturschützern und Ökologen schärfstens verurteilt wird.

Trotzdem ist das Petrusstal ein Schmuckstück, ein herrlicher Naturpark im Herzen der Stadt. Das tiefe, enge Tal mit den

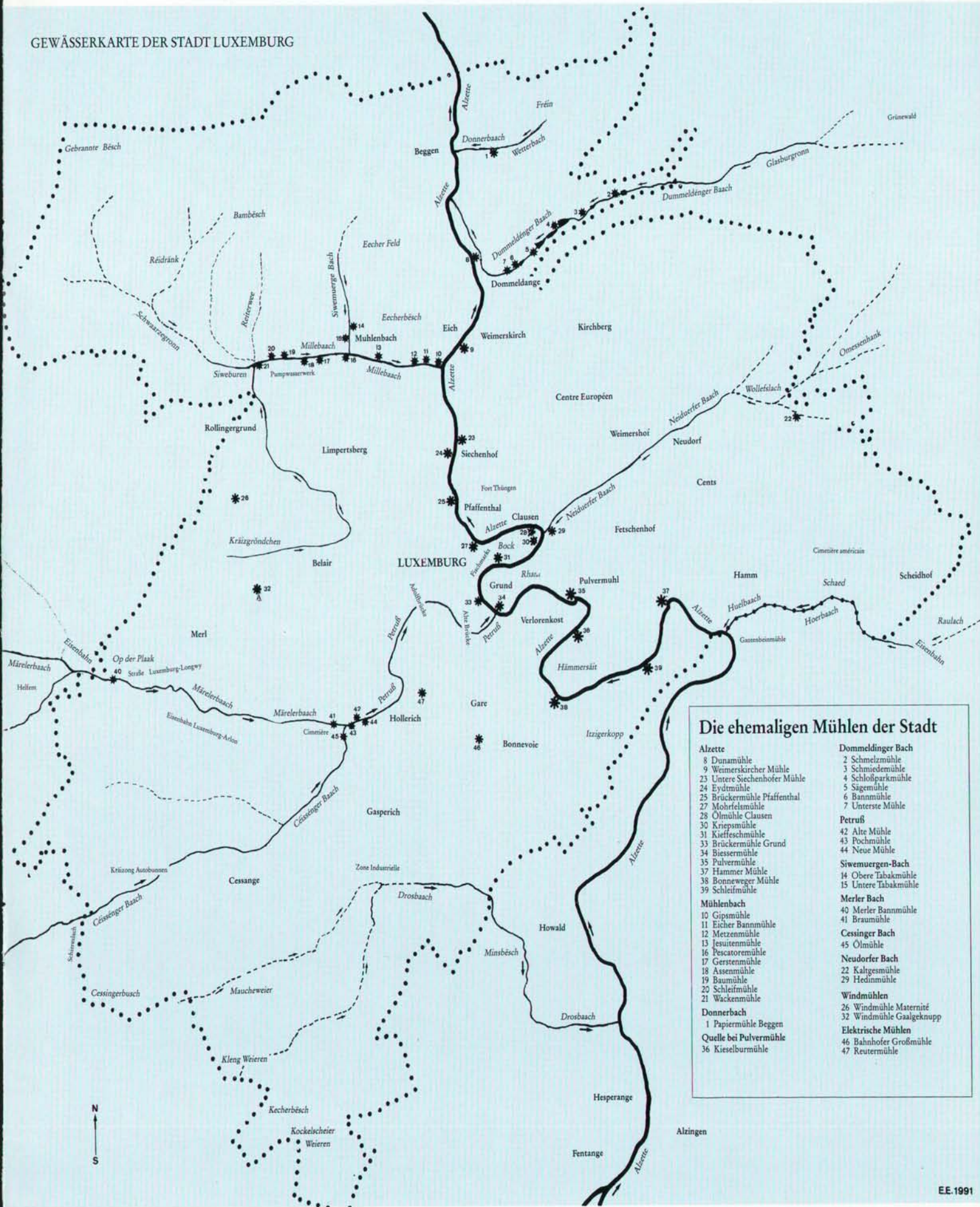
steilen Felswänden trug zur Stärkung der Festung bei. Aus den Kasematten der Forts drohten die Kanonenrohre nach allen Seiten. Der Petrusbach war mit Dämmen und Schleusen versehen, um das Tal bei Belagerung unter Wasser zu setzen.

Eigentlich gibt es ein oberes und ein unteres Petrusstal, als deren Grenze man die Adolfsbrücke ansehen darf. Noch zwischen den beiden Weltkriegen wurde das Tal an Sonn- und Feiertagen von zahlreichen Stadtbürgern besucht. Im oberen Petrusstal gab es im Südhang Gärtnerereien, die vorzüglich gegen den Nordwind geschützt waren und ausgiebig von der Sonne bestrahlt wurden.

Heutzutage fällt die Schönheit der Natur im Petrusstal mehr auf als das einstige graue Gemäuer der Festungsanlagen. Hier ist mit Hilfe der Gartenbaukunst ein Park geschaffen worden, mit Blumen, Stauden, Kletterpflanzen und Bäumen aller Art versehen, eine Natur, die belebt ist von Schmetterlingen und Vögeln, deren Gesang man erst vernimmt, wenn man aus dem Stadtlärm hinuntersteigt in die Ruhe des Tals, das Nikolaus Welter folgendermaßen beschrieb:

*„Und welche Großstadt muß uns nicht beneiden um das einzige Petrusstal! Eine wundersame Wildnis inmitten der Stadt. Auf breiten und schmalen, auf weitergezogenen und scharf abfallenden Stegen und Stiegen durchwandert der entzückte Spaziergänger einen Naturpark, dessen künstliche Anlagen in den ursprünglichen Reiz des Felsentals mit dem feinsten Gefühl hineingepaßt wurden. Graue, überbuschte Festungsmauern verstärken den romantischen Zauber dieser verwunschenen Einsamkeit und erinnern an die Zeiten, wo hüben und drüben die Stein- und Felswände mit grimmigen Kanonenzähnen in das Land hinausblickten, stets bereit, auf den anstürmenden Feind Qual und Vernichtung zu speien.“*⁷

GEWÄSSERKARTE DER STADT LUXEMBURG



- ### Die ehemaligen Mühlen der Stadt
- | | |
|-------------------------------|---------------------------|
| Alzette | Dommeldinger Bach |
| 8 Dunmühle | 2 Schmelzmühle |
| 9 Weimerskircher Mühle | 3 Schmiedemühle |
| 23 Untere Siechenhofer Mühle | 4 Schloßparkmühle |
| 24 Eydtmühle | 5 Sägemühle |
| 25 Brückermühle Pfaffenthal | 6 Bannmühle |
| 27 Mohrfelsmühle | 7 Unterste Mühle |
| 28 Ölmühle Clausen | |
| 30 Kriepesmühle | Petruß |
| 31 Kieffeschmühle | 42 Alte Mühle |
| 33 Brückermühle Grund | 43 Pochmühle |
| 34 Biessermühle | 44 Neue Mühle |
| 35 Pulvermühle | Siwemuergen-Bach |
| 37 Hammer Mühle | 14 Obere Tabakmühle |
| 38 Bonneweger Mühle | 15 Untere Tabakmühle |
| 39 Schleifmühle | Merler Bach |
| | 40 Merler Bannmühle |
| Mühlenbach | 41 Braumühle |
| 10 Gipsmühle | Cessinger Bach |
| 11 Eicher Bannmühle | 45 Ölmühle |
| 12 Metzzenmühle | Neudorfer Bach |
| 13 Jesuitenmühle | 22 Kaltgesmühle |
| 16 Pescatoremühle | 29 Hedinmühle |
| 17 Gerstenmühle | Windmühlen |
| 18 Assenmühle | 26 Windmühle Maternité |
| 19 Baumühle | 32 Windmühle Gaalgeknupp |
| 20 Schleifmühle | Elektrische Mühlen |
| 21 Wackemühle | 46 Bahnhofers Großmühle |
| Donnerbach | 47 Reutermühle |
| 1 Papiermühle Beggen | |
| Quelle bei Pulvermühle | |
| 36 Kieselburmühle | |

Durch dieses Paradies eilt die Petruß ihrem Ende entgegen, manchmal nur als schmaler silbriger Streifen, manchmal wild strömend mit Wassermassen, die man ihr nicht zugetraut hätte. Aus einem großen Niederschlagsgebiet, welches den Raum zwischen Bartringen, Roedgen, Leudelingen und Hollerich umfaßt, vereinigt der Wasserlauf mit seinen Helfern Merler- und Cessinger Bach alles Wasser, das die Erde nach dem Einsickern und nach der Verdunstung von den Niederschlägen übrigläßt.

Nach einem Lauf von 2,5 km mündet die Petruß mit einer durchschnittlichen Wassermenge von 444 Litern pro Sekunde in der Unterstadt Grund in die Alzette.

Ein weiterer linker Zulauf der Alzette ist der

MÜHLENBACH.

Er hat der Ortschaft, die sich an seinen Ufern im Laufe der Zeit zu einer ansehnlichen Größe entwickelt hat, seinen Namen gegeben. Ähnliche Beispiele von Orten, die ihren Namen einem Wasserlauf verdanken, sind in unserm Land: Wiltz, Warken, Eischen, Syren, Mamer oder Ernzen.

Soll der Bach vor dem Bau von Mühlen einen andern Namen gehabt haben? Das ist wahrscheinlich, doch ist diese ursprüngliche Bachbezeichnung verlorengegangen. Der Mühlenbach selbst hat seinen Namen durch den Bau von Mühlen erhalten, die von seinem Wasser getrieben wurden. Es gibt noch anderswo Bäche, die wegen einer oder mehrerer Mühlen Mühlbach oder Millbéch genannt werden.

Der Mühlenbach entsteht hauptsächlich am Rande des Baumbuschs, am Ort genannt „Siweburen“ (Septfontaines). Dort treten die Quellen unter dem Sandstein auf einer Lehmunterlage hervor. Allerdings kommen auch Rinnsale aus dem Wald her-

bei: aus dem „Gebraunte Bësch“, aus kleinen Taleinschnitten (Hohlwege, Griechten) wie „Réidränk“ und Reiterweg den „Schwarzegronn“ herunter. In früheren Zeiten sah man ein Rinnsal aus dem Kreuzgründchen hervorkommen, das in der Senke unterhalb der Place de l'Etoile in das Tal des Rollingergrunds hinüberwechselte, um unten bei den „Siweburen“ den Mühlenbach zu erreichen. Heute sind diese Rinnsale, die je nach Wetterlage trocken waren oder zu Bächlein wurden, unsichtbar, weil der Städtebau sie verdeckt hat.

Die Siweburquellen sind gefaßt, und ihr kostbares Trinkwasser wird ins Pumpwasserwerk von Mühlenbach geleitet, wo es ins Ortsnetz geschickt wird. Ein eventueller Überlauf in den Behältern des Wasserwerks mündet in den Mühlenbach, der auf seinem gesamten Lauf überdeckt ist.

Auf den „Siweburen“ ist in einer Parkanlage ein Weiher zu sehen, der als die Geburtsstätte des Mühlenbachs gelten darf. Hier kann sich der Ausflügler ausruhen und geruhsam das Spiegelbild der Natur im Wasser betrachten, als Entgelt dafür, daß ihm die Freude am offenen Bach entzogen wurde. Denn in der Stadt erleben wir nicht mehr die Schönheit eines natürlichen Baches. Wir stehlen seine Quellen, verschmutzen seinen Lauf, töten seine Fauna und Flora und decken ihn dann zu.

Auf halbem Lauf nach Eich erhält der Mühlenbach den Zufluß eines Wassers, das aus den „Siwemuergen“ (Sept Arpents) vom Eicherfeld her durch den Eicherbusch herunterfließt und früher zwei Tabakmühlen antrieb.

Nach einem Lauf von nur 2 km mündet der Mühlenbach in Eich beim Lavalshaus in die Alzette. Aus einem Niederschlagsgebiet von 14,236 km² ergibt

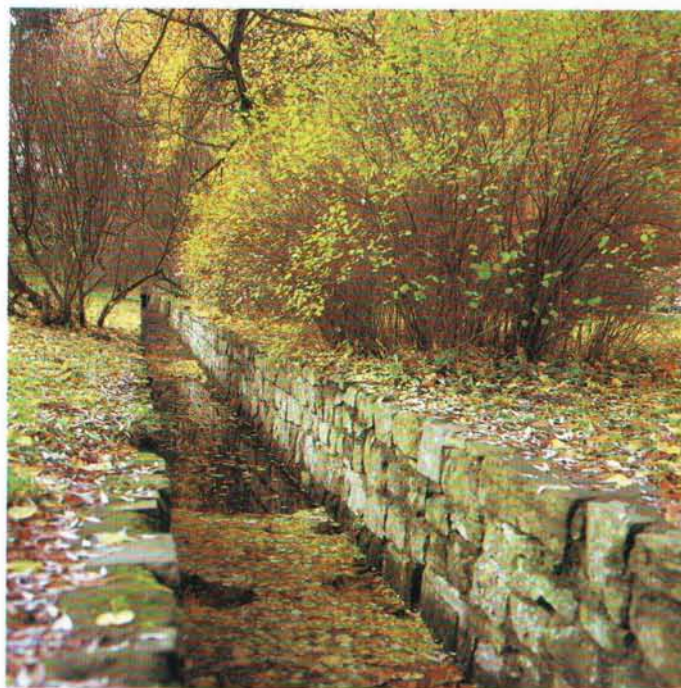
sich eine durchschnittliche Wassermenge von 141 l pro Sekunde. In Anbetracht der kurzen Strecke (2 km), des Gefälles (30 m) und der Wassermenge gibt es wohl kein Gewässer auf dem Stadtgebiet, das eine größere Leistung aufzuweisen hat: Es trieb früher insgesamt 10 Mühlen aller Art: Stein- und Schleifmühlen, Getreide- und Papiermühlen, Schmelz- und Gipsmühlen⁸. Und dazu kamen die zwei obengenannten Tabakmühlen in den Siwemuergen noch hinzu. Welch eine große industrielle Geschäftigkeit muß hier im 18. und 19. Jahrhundert geherrscht haben!

Und dazu gehörten auch die vielen Menschen, die in den Gärtnereien des Mühlenbachtals tätig waren. Von hier werden auch heute die Wochenmärkte in der Hauptstadt mit Gemüse beliefert. Doch die Produktion hat nachgelassen, und die Konkurrenz der Gewächshäuser in Belgien und Holland hat einen Teil des Marktes erobert. So wurde Bauland frei, und die Ortschaft Mühlenbach vergrößerte sich in den letzten Jahrzehnten zusehends.

Der Name Mühlenbach bleibt uns also nur als Erinnerung an ein Gewässer, das unsern Blicken entschwunden ist. Doch sichtbar ist noch der

DROSBACH,

der im Süden der Stadt seinen Ursprung nimmt. Der Drosbach hat anfangs Mühe, ein Bach zu werden. Ein Rinnsal, das beim Cessingerbusch beginnt, und ein anderes, das vom „Kecherbësch“ in der Nähe des Kockelscheuer Weihergebiets herkommt, entstehen beide in feuchten Gegenden, die „Maucheweier“ und „kleng Weieren“



Mühlenbach

Drosbach



genannt werden. In der Gaspericher Industriezone begegnen sich diese beiden Rinnale und werden zum Drosbach.

Er fließt in östlicher Richtung, unterquert die Eisenbahn, verläßt hier das Stadtgebiet und gelangt am Rande von Howald in den „Minsbësch“. Dort beginnt das romantische, bewaldete Drosbachtal, das zum angenehmen Spaziergang einlädt. Wie auf Stelzen tragen hohe Betonpfeiler die Brücke der die Stadt umkreisenden zukünftigen Autobahn über das tiefe Drosbachtal.

Von dem Punkt an, wo der eigentliche Drosbach beginnt, bis zu seiner Mündung, hat er ein Gefälle von 25 m (285-260) auf einem Lauf von 3 km. Das gesamte Zuflußgebiet beträgt 11,016 km². Bei der Berechnung der Abflußmenge ergeben sich bei der Mündung im Jahresdurchschnitt 109 Liter pro Sekunde.

Mit dem Drosbach beenden wir die linken Zuflüsse der Alzette auf dem Luxemburger Stadtgebiet. Als erster Bach auf der rechten Seite begrüßt den Wanderer der

HOERBACH.

Dieser Bach entsteht auf dem Gebiet der Gemeinde Sandweiler südlich des deutschen Soldatenfriedhofs. Er zieht seine Rinne durch die Flur „Raulach“, unterquert die Eisenbahn und die Straße Scheidhof-Itzig, um in ein bewaldetes Gebiet „Schaed“ einzudringen. An dieser Stelle verläßt das Gewässer die Sandweiler Gemeinde und bildet fortan die Grenze zwischen den Gemeinden Luxemburg und Hesperingen. Der Hoerbach, der in der topographischen Karte (1954) auch „Huelbaach“ genannt wird, ist zum Grenzgewässer geworden.

Hoerbach



Er entspringt in der Nähe der Straße Scheidhof-Contern auf einer Höhe von

ungefähr 327 m und mündet auf einer Höhe von 258 m bei der Gantenbeinmühle in die Alzette. Nach einem Lauf von 3 km beträgt sein Gefälle 69 m.

Das gesamte Zuflußgebiet umfaßt 3,908 km², so daß man den Abfluß bei der Mündung mit einem Jahresdurchschnitt von knapp 39 Litern pro Sekunde veranschlagen kann.

Beim Studium der topographischen Karte ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß durch das „Neudorfer Tal“ herunter ein Bach floß, der im Bereich von Kalchesbrück seinen Anfang nahm und

NEUDORFER BACH

genannt werden dürfte. Hier fließen noch heute beim „Wollefslach“ Gewässer zusammen, die in den Senken von Kalchesbrück, Omessenhank und Kuelewee herkommen. Bemerkenswert ist eine Zeitungsnachricht vom 21. Juli 1901: „Blutige Schlägerei. Dieser Tage machte der Stiefsohn eines zu Kaltgesmühle wohnenden Anstreichers seinem Stiefvater wegen seines betrunkenen Zustandes Vorwürfe....“ Das Wort „Kaltgesmühle“ gibt hier Anlaß zu weiterer Forschung. Sollte hier eine Wassermühle mit Weiher gewesen sein? Weist der Ausdruck Kaltgesbrück nicht auf ein Gewässer hin?

Jedenfalls floß ein Bach das Neudorfer Tal hinunter, wenn er auch nicht zu sehen ist. Er trieb, gemäß dem Katasterplan von 1824, die Hedinmühle in Clausen, die als „moulin à tan“ und auch als „moulin à papier“ (Tapetenfabrik) in die Geschichte eingegangen ist. Sie befand sich auf dem Gebiet der Clauseaner Brauerei. Gleich unterhalb ergießt sich das Gewässer, dessen Ausfluß noch zu sehen ist, in die Alzette.

In einer sehr interessanten Studie der Ackerbauverwaltung⁹ über die Zuflußgebiete der Gewässer im Luxemburger Land ist das Niederschlagsgebiet des Neudorfer Bachs nicht eigens erwähnt.

Von größerer Bedeutung ist der

DOMMELDINGER BACH.

Dieser Wasserlauf entsteht im Grünewald in einem „Glasburggronn“ genannten Taleinschnitt, der am „Hunnefiels“ vorbei zur rechten Seite über den Kiem, zur linken Seite über den „Kräizwee“ und „Rendezvous“ sozusagen geradewegs nach Senningerberg führt.

In diesem Glasburggronn treten zahlreiche Quellen mit glasklarem Trinkwasser zutage. Deshalb ist es zu verstehen, daß diese Quellen „Glasburen“ genannt werden. Sie sind sehr ergiebig, denn hier ist ein außergewöhnlicher Quellenhorizont zwischen Sandstein und Lehmkeuper entstanden, der das Regenauffanggebiet des Höhenzuges zwischen der Trierer und der Echternacher Straße vom Kirchberg bis zum Senningerberg erfaßt.

Das Zuflußgebiet des Dommeldinger Bachs wird mit 11,098 km² veranschlagt und fängt eine jährliche Regenmenge, bei Annahme von 785 l pro m², von 8.711.930 Kubikmeter auf. Bringt man davon 60% für Einsickern und Verdunsten in Abzug, so fließen im Jahresdurchschnitt pro Sekunde 165 l durch den Bach ab.

Das würde schon genügen, um eine leistungsfähige Mühle zu aktivieren. Doch müssen wir die klimatisch bedingten Schwankungen im Wasserniveau unserer Bäche berücksichtigen, die allerdings wiederum durch den reichlichen Quellwasserzufluß ausgeglichen werden. Außerdem hatte jede Dommeldinger Mühle, mit Ausnahme der untersten, ihren Weiher, der in den Stunden des Mühlenstillstands das Was-



ser speicherte. Auf diese Weise war es möglich, daß, allen Wetterschwankungen zum Trotz, die Mühlen das ganze Jahr hindurch regelmäßig arbeiten konnten.

Das Gebiet des Grünewalds ist sehr romantisch und gibt mit seinen Quellen, seinen kleinen Tälern und einzelnen Felspartien einen Vorgeschmack auf das Müllertal. Der Glasburgronn ist in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen ein so beliebtes Ausflugsziel der Städter gewesen, daß die Bürgerfamilien mit ihren Kindern scharenweise, vor allem über die Echternacher Straße und durch den „Karewee“ (rue des Sources), an sommerlichen Sonntagnachmittagen zum Grünewald spazierten, um einige angenehme Stunden dort zu verbringen. Gegen Abend wiederholte sich das Schauspiel der Rückwanderung zur Stadt, entweder zu Fuß oder mittels des „Charly“, jener Schmalspurbahn zwischen Luxemburg und Echternach (1904-1954), deren Wagen bis auf Plattform und Trittbrett überfüllt waren.

Der verspätete Wanderer konnte dann am Abend an dem eilig fließenden Bach kleine Wasserrädchen drehen sehen, welche die Väter und ihre Kinder mit Taschenmesser, Haselruten, Eierschalen und ähnlichem Zeug gebastelt hatten.

Zehn Glasburquellen sind in den Jahren 1933 bis 1966 für die Trinkwasserversorgung der Stadt Luxemburg gefaßt worden. Sie lieferten während der Jahre 1980 954.876 m³, 1981 953.726 m³, 1982 959.745 m³, 1983 868.887 m³ und 1984 670.383 m³ Trinkwasser ins Wasserleitungsnetz. In früheren Zeiten wäre die Menge dieser Wasserentnahme ein fühlbarer Kraftverlust für die Mühlen gewesen.

In der Gegend der Glasburquellen entsteht der Dommeldinger Bach auf einer Höhe von 310 m über dem Meeresspiegel. Nach 1500 Metern tritt das Gewässer aus dem Wald heraus und verschwindet sofort

wieder im Dunkel der Rohre, die heutzutage in dem einst sumpfigen Gelände bis hinunter zur obersten Grünewald Mühle mit meterhohen Erd- und Steinmassen überdeckt sind.

Bei der Schmelzmühle speist der Bach den Mühlenweiher. Gegenüber dem Weiher, auf der andern Seite der Echternacher Straße, befand sich der „Dauschbur“, aus dem durch ein Rohr ein dicker Wasserstrahl in einen steinernen Trog schoß. Der Überlauf wurde und wird auch heute noch unter der Straße hindurch in den Weiher geleitet. Der „Dauschbur“ ist seit Jahren verschwunden.

Unterhalb der Schmelzmühle füllt das Wasser wieder einen Weiher als Antrieb für die Schmiedemühle, die an der Stelle des unteren Parkhotels stand. Nun verschwindet der Bach, unterquert die Echternacher Straße und taucht in den drei Weihern des Collart-Schlusses (Chinesische Gesandtschaft) auf. Zwischen den beiden oberen Schloßweihern, die heute der Gemeinde gehören, stand eine Mühle. Unterhalb des Schlosses befand sich die Sägemühle. Der Bach setzt etwa 200 m weit seinen Lauf durch Gärten fort und soll in Zukunft den jetzt noch verlandeten Weiher der ehemaligen Bannmühle wieder mit Wasser füllen.

Hier verschwindet der Bach, setzt seinen unterirdischen Lauf durch Dommeldingen fort, erschien früher wieder im Waschbrunnen an der Ecke der Hochofenstraße und verbirgt sich endgültig unter dem Gelände der Eisenbahn und des Hüttenwerks, um unbemerkt auf einer Höhe von 236 ü.d. M. in die Alzette zu münden.

Auf der Gesamtstrecke von 4 km beträgt das Gefälle 74 m. Im Bereich der sechs Mühlen ist das Gefälle am stärksten, so daß man im Durchschnitt bei jeder Mühle mit 6 m Fallhöhe des Wassers rechnen kann.

Das hohe Gefälle trägt wesentlich zur Leistungsfähigkeit der Mühlen bei. Es kam sogar vor, daß Mühlen der Unterstädte an der Alzette in trockenen Sommern die Hilfe der Dommeldinger Mühlen in Anspruch nahmen, um sie beim Mahlen zu unterstützen. Der Dommeldinger Bach hat den Menschen große Dienste geleistet, nicht nur durch die Aktivierung der Mühlen, sondern noch heute durch die Gewinnung seines vorzüglichen Trinkwassers.¹⁰

Als letzter rechter Zufluß zur Alzette auf Stadtgebiet mündet in Beggen der

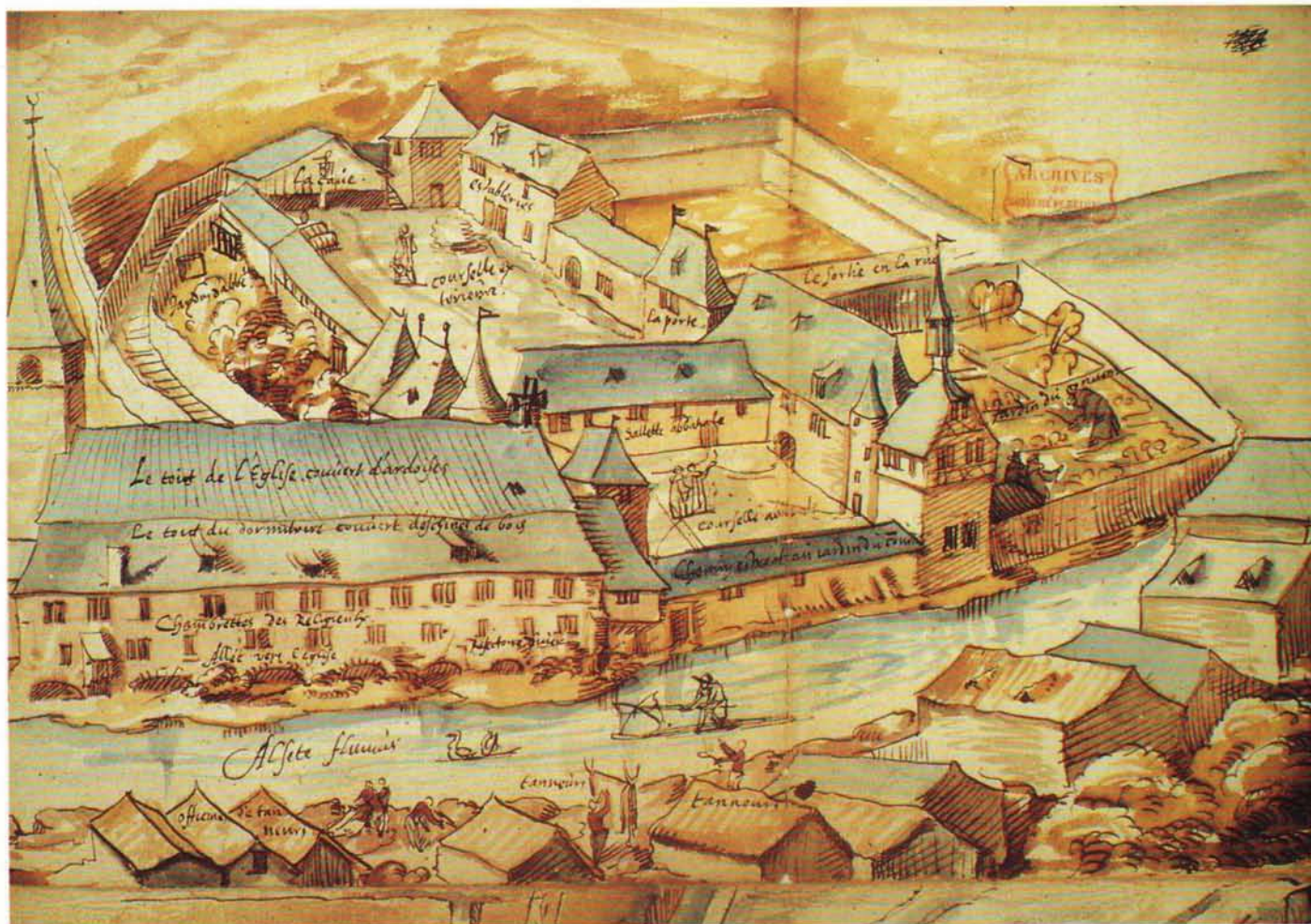
DONNERBACH.

Wie andere Bäche des Stadtgebiets sucht man den Donnerbach vergebens auf der topographischen Karte, weil er verdeckt ist. In einem Dokument zur Gründung der Papiermühle von Beggen im Jahre 1721 wird dieser Bach „Donnerbach“ genannt. Im Jahre 1725 wird dem Papiermühlenbesitzer Mathieu Lamoureux erneut die Genehmigung erteilt, „das Wasser einer gewissen Quelle genannt Wetterbach bei Dommeldingen, in seine Papiermühle zu leiten“. Diese Papiermühle befand sich auf dem Gelände der heutigen russischen Gesandtschaft.¹¹

Der Wasserlauf entsteht in der Nähe des Waldes „Fréin“ und wird am Waldrand auf einer Höhe von 300 m ü.d. M. durch eine ergiebige Quelle, von der im Dokument die Rede geht, verstärkt. Das Gefälle des Baches ist sehr stark, weshalb es möglich war, das Wasser auf große Wasserräder zu leiten. Außerdem wurde das Wasser nachts in einem Weiher aufgespeichert.

Das Gesamtgefälle des Wetterbaches beträgt schätzungsweise 120 m (350-230).

„Die Industrialisierung hatte allerdings zur Folge, daß dieser Wasserlauf bis heute als Luxemburgs schmutzigstes Gewässer gilt. Sollte es einmal möglich sein, die ursprüngliche Reinheit der Alzette wieder herzustellen?“



Der Bach wird durch Kanalaröhren geleitet und mündet oberhalb der neuen Beggener Brücke in die Alzette.

En 1604 on taquinait le poisson dans l'Alzette au Grund. Dessin à la plume de Pierre ROBERTI, abbé de Neumunster (1602-1636), Archives générales du Royaume à Bruxelles. A l'avant-plan la rue Plaetis et, en face, l'abbaye de Neumunster.

Emile Erpelding

ANMERKUNGEN:

- 1 WAM.
- 2 PM.
- 3 WAM.
- 4 WAM.
- 5 SH.
- 6 GLH.
- 7 SH.
- 8 ML.
- 9 ZG.
- 10 BD.
- 11 PB.

P.S. Ein herzlicher Dank gebührt dem „Service topographique“ der Stadt Luxemburg für die freundliche Unterstützung mit topographischen Plankarten.

QUELLEN:

BD - Erpelding Emile: *Die Bannmühle von Dommeldingen*. In: *Chorale Grand-Ducal Dommeldange 1861-1986*. Programme des festivités. Imprimerie Zierden, Luxembourg 1986
 CT - *Carte topographique du Grand-Duché de Luxembourg*. Administration du Cadastre du Gr.-D. de Luxembourg
 GLH - Hein, Nikolaus: *Goethe in Luxemburg 1792*. Hofbuchdruckerei Victor Bück, Luxemburg, 1925
 ML - Erpelding, Emile: *Die Mühlen des Luxemburger Landes*. Sankt-Paulus-Druckerei, Luxemburg, 1981, 1982. Editions Borschette 1988
 PB - Erpelding, Emile: *Von der Geschichte des Papiers und der Papiermühle von Beggen*. In: *Chorale Ste Cécile Beggen 1937-1987*

PM - Erpelding Emile: *Die Pfaffenthaler Mühlen*. In: *125 Jor Sang a Klang Patendall 1857-1982*. Imprimerie Print-Service Luxembourg 1982
 SH - Staar, Paul: *Im Segensstrom der Heimat*. Ein Buch Heimatbilder in Worten zur Belebung des Unterrichts. Hausen Verlagsgesellschaft, Saarlouis, 1938
 STA - *Administration des services techniques de l'Agriculture*.
 WAM - Erpelding, Emile: *Die Mühle von Walferdingen*. In: *Walferdingen, Bereldingen, Helmsingen*. Beiträge zur Lokalgeschichte. Herausgegeben zum Jubiläum der Gesangsvereine und der Musikgesellschaft 1987
 ZG - Zuflußgebiete der Gewässer des Luxemburger Landes. STA

Spaziergang durch das Petrußtal

Als ich noch meinen Kloben rauchen durfte, hieß eine Straße durch das Petrußtal „Rue de la Semois“. Dieser Name einer bekannten und beliebten Tabaksorte trug dazu bei, daß ich mich in ihrer Patenstraße immer wieder heimisch fühlte.

Heute ist diese auf den Namen des deutschen Dichters Hermann Löns umgetauft, und wieder fügt sich der neue Klang harmonisch in die Stimmung, die in dem schönen und eigenartigen Tal zu Hause ist. Wäre Hermann Löns mit mir an dem sonnigen Nachmittag, der die stürmischen Regentage des Wochenanfangs abgelöst hatte, von seiner Straße aus talabwärts bis Grund und Clausen gewandert, sicher hätte er für sein grünes oder braunes Buch oder für seine Schilderungen aus Wald und Heide ein paar reizende Fortsetzungen oder gar ein neues Lied gedichtet, das seinen Weg wie weit gefunden hätte.

Es ist mir schon immer aufgefallen, wie die Luxemburger Jugend für die Reize des Petrußtals ein instinktives Verständnis verrät. Immer wieder sieht man drunten Buben und Bübchen sich am

Rand der Bachrinne heruntreiben oder an den steilen Hängen zwischen dichtem Gesträuch und an bemoosten Felsklumpen emporklettern. Sicher werden sie über zwanzig, dreißig Jahre nicht ohne Wehmut an diese fröhlichen Stunden zurückdenken, aber den Weg nach den Stätten ihrer Bubenspiele hinunter werden sie dann nur noch selten wieder einschlagen. Es sei denn, daß ein Zufall sie einmal unter einem Bogen der Adolfbrücke hindurch führt, und daß sie dann für eine Zeitlang der Lockung des malerischen Tales wieder verfallen.

Die Spaziergänger, denen man drunten begegnet, kann man an den fünf Fingern einer Hand abzählen, und meist bleibt dabei der Daumen noch übrig. Diesmal traf ich unten nur einen kleinen Freund von sechs bis sieben Jahren, der mich hohnlachend angrinste, als ich ihn fragte, ob er da herunter gekommen sei, um in der Petruß zu schwimmen zu lernen. Dafür trat er aber mit seinen zwei Altersgenossen wohlgenut die halsbrecherische Kletterpartie an den grün überwucherten Felswänden hinauf an. Und dann kam ein junges Frauchen, das ein Kinder-

wägelchen vor sich her schob und auf einer Bank am Wegesrand sich in die Nachmittagssonne setzte.

Beim Weiterwandern gelangte ich bis an den Staudamm, der an Stelle der früheren Schleusenbrücke gebaut wurde und neben dem man am Fuß des steilen Hanges die Eisentüre sieht, die den Eingang zur Kasematte bildet. Sie stand auf, und in dem dunklen Gang, durch den man hinauf bis zum Konstitutionsplatz gelangt, brannte eine elektrische Lampe. Der Werkmeister, der daneben stand – ich erkannte ihn an seiner Sprache als Differdinger – zeigte über den Bach hinüber nach dem Eingang der andern Kasematte, durch die man bis zum Petrußring hinaufsteigen kann, und machte mich auf das kleine, vermauerte Tor aufmerksam, zu dem man zur Festungszeit von der diesseitigen Kasematte über die Schleusenbrücke und von da die Treppenhöhle hinauf bis an die Festungswerke jenseits des Tales gelangte.

Die Petruß rauschte, und ihre gelben Fluten stürzten ungestüm über den Damm talab. Sie waren tags vorher viel höher gewesen und hatten allerlei Gehölz mit fortgeschwemmt. Es sah aus, als ob die Petruß aus einem „Kulang“ auch wieder einmal ein richtiger Bach hätte werden wollen. Wahrscheinlich hatte sie von dem Erfolg gehört, den die Bäume das ganze Tal entlang mit ihren farbigen Kronen gehabt hatten, und wollte auch einmal von sich reden machen.

Mit dem Farbenreichtum wird es nun wohl zugleich mit dem Hochwasser zu Ende gehen. Aber die schönsten Stunden, die wir uns bis dahin noch bereiten können, die bietet uns sicher ein Spaziergang durch das Petrußtal, unter den hohen Bogen der Adolfbrücke und den schlanken Pfeilern der Passerelle und der Eisenbahnbrücke hindurch bis Grund und Clausen. Und wenn du, lieber Leser, auf der Clausener Brücke ein Weilchen auf die Elektrische warten mußt, die dich den Clausener Berg hinauf heimfahren wird, so benütze die kurze Pause und sieh die die Gedenktafel an, die der Luxemburger Lehrerverband an der Front des Hauses hat anbringen lassen, in dem im August 1870 der Luxemburger Dichter und Lehrer Michel Rodange gestorben ist. Dann hast du ein paar Stunden erlebt, in denen du mit ganzem Herzen in Luxemburg zu Hause warst.

Batty Weber

Anmerkung der Redaktion: „Spaziergang durch das Petrußtal“ war einer der „Abreißkalender“, die Batty Weber 1940 unter der Nazi-Besatzung für die „Luxemburger Zeitung“ schrieb. Der letzte „Abreißkalender“ vor seinem Tod am 15. Dezember erschien am 13. Dezember 1940. Posthum veröffentlichte die „Luxemburger Zeitung“ dann am 17. Dezember ein allerletztes Kalender-Manuskript, das man noch auf seinem Schreibtisch gefunden hatte.



La vallée de la Pétrusse vers 1915

Alzette- und Petruß- Rhapsodie



Stadtgrund (1899)

Durch meine Jugenderinnerungen plaudern Bäche grünbewachsene Ufer entlang, winden sich zwischen moosbewachsenen Steinbuckeln hindurch, hüpfen kichernd über von Jahrtausenden rund und glatt geschliffene Wacken, verheddern sich in langen, grünen Algenvollbärten Öslinger Schieferriffe, stürzen sich als flimmernder und funkelnder Silberregen über messerscharfe Felskanten zu Tal oder verweilen plötzlich als rundes, stilles, tiefes, mit keiner Wimper zuckendes Auge in irgendeiner Uferstelle, um dann wieder gemächlich weiterzuziehen oder in gischtem Wellenwirbel ihre Kräfte zu erproben. Und über diese Bäche meiner Jugendtage schwingen sich Brückenbogen. In zierlichen „Minnewee“-Schritten die Viadukte. Mit weitausholendem Siebenmeilenschwung die neue Brücke. Maßvoll, wie es sich für Dorfbrücken gehört, setzen in Kautenbach der große und der kleine Bogen der

Kirchbrücke über die Clerf, während die Brücke über die Wiltz das kleine Taldorf mit dem Bahnhof und der großen weiten Welt verbindet.

Wenn ich in Hollerich unter tausend Gefahren die Escher Straße, vom Schlachthof herkommend, zur Kirche hin überquere, halte ich regelmäßig auf der Brücke über die Petruß einen Augenblick inne und neige mich sinnend über die Mauerbrüstung. In meinem Bauch rumort die Wut. Was haben sie aus meiner lieben Petruß gemacht, diese Wasserberuhiger! Diese Berufsabwiegler! Genau dasselbe, was die Verkehrsberuhiger aus unsern Straßen gemacht haben. Wie sie den Verkehrsstrom mit Fallen aus Beton und Pflastersteinen erfolglos zu dämpfen versuchen, haben sie aus dem natürlichen Bett der Petruß, aus ihrem nur Gott weiß wie alten Lager, in dem sie sich wohlgeföhlt hat und in dem sie sich bewegen konnte, wie es ihr gefiel, eine Betoneinöde

Ich habe die Petruß noch als freifließenden Bach erlebt. Ob es damals noch Elritzen drin gab, weiß ich nicht. Aber ich glaube fest daran, daß es der Fall war.



gemacht. Da schleppt sie sich nun modernd und stinkend hin. Grünlich im Gesicht vor Ekel und Unlust. Ohne Hopser. Ohne jeden kurzweiligen Umweg, sich umsonst nach irgendeinem Widerstand, und sei es auch nur ein Wackerstein, sehndend, langweilt sich meine gute, liebe alte Petruß der Alzette zu.

Wollen die stadtluxemburgischen Spießbürger die Petruß etwa dafür bestrafen, daß sie, die so sehr auf Wohlständigkeit bedachten Hauptstädter, mitten in ihrer Stadt die Frucht einer wilden Ehe dulden müssen? Denn die Petruß hat wohl Eltern, aber diese Eltern sind irgendwie nicht legitim. Mit der Geburt der Petruß hat es nämlich etwas Zwielfichtiges, Unnatürliches auf sich. Bäche, Flüsse und Ströme haben bekanntlich keine Väter, aber sie haben nur eine Mutter. Wäre aber Hölderlin Hollericher statt Schwabe gewesen, hätte er sich seine Hymne „Am Quell

der Donau“ verbeißen müssen. Denn die Petruß hat keinen Quell. Mögen die Flüsse und Ströme mit den wohlklingenden Namen, der Rhein, die Donau, die Seine, die Loire und die Maas auch alles, was sich in ihr Bett drängt, aufnehmen, sie haben eine Quelle. Sie haben eine Mutter. Nicht so die Petruß. Sie geht hervor aus der unnatürlichen Verbindung des Merler- und des Cessingerbaches. Dabei ist es schwer zu unterscheiden, ob sie nun zwei Väter oder zwei Mütter hat. Eine Quelle jedenfalls hat die Petruß nicht. Sie ist das Kind einer doppelt sündigen, weil homophilen freien Liebe. Vielleicht hat man sie deshalb eingesperrt.

Wenn indessen aus der Berufung auf das Ur-Recht eines Gewässers auf Freizügigkeit gutes, klingendes Geld zu schlagen war, entblödeten sich die bürgerlichen Honoratioren keineswegs, die Freiheit der Petruß, von der sie heute nichts mehr wissen wollen, für ihre

Börse in Anspruch zu nehmen. Das geschah beispielsweise im Jahre der Unabhängigkeit des Großherzogtums 1839. In der Nacht vom 15. zum 16. Dezember war die Petruß in Hollerich über die Ufer getreten und hatte einige Überschwemmungsschäden angerichtet. Salat, Zellerie, „Grundbirnen“, Heu, Hemden, zwei Bettlaken, ein Schrank und eine Kommode aus Nußbaumholz waren davongeschwommen. Der Bürgermeister J. Metzler von Hollerich wandte sich zwecks Entschädigung an die Festungsbehörden, weil diese seiner Meinung nach unterlassen hatten, die Bourbon-Schleuse rechtzeitig zu öffnen. Durch diese Beschwerde kam es zu einem Schriftwechsel auf höchster Ebene zwischen dem „Chef des Zivildienstes“ Hassenpflug und dem Militärgouverneur der Bundesfestung Prinz Friedrich zu Hessen. Für die Kläger fiel leider nichts heraus, weil die Militärbehörden den schlechten Zustand des Flußbettes und nicht die Schleuse für die Überschwemmung verantwortlich machten.

Die Hollericher aber rächten sich nicht an Dir, liebe alte Petruß. Als Du dann aber Stadtbach wurdest, war es mit Deiner Freiheit vorbei. Und heute schleppst Du Dich dahin, arme Petruß, gefoltet und geschändet, eine Petruß, die keine mehr ist, eine Petruß voll von Selbstmordgedanken, die sehnlichst den Augenblick erwartet, wo sie in den auch nicht gerade tröstenden Armen der Alzette aufhören kann, Petruß zu sein.

Da hat es die Clerf in Kautenbach doch besser! Ihr hat man das Bett auch neu gemacht. Aber mit Respekt und mit dem Gefühl für das, was ein Bach braucht. Die Clerf darf noch, je nach der Jahreszeit, stürmisch oder gelassen sein. Mal bedrängt sie die mächtigen Schieferquader zu beiden Seiten ihres Bettes. Mal hält sie, wohlig in der Bettmitte eingekuschelt, ihre Mittsommer-siesta. Aber die Clerf ist ja auch kein Stadtbach. Sie ist ein biederer Dorfbach. So kann sie es sich leisten, den modischen Fortschritt den städtischen Progressiven – dort, wo sie durchfließt, nennt man sie „Stadhariën“ – zu überlassen.

Ich habe die Petruß noch als freifließenden Bach erlebt. Ob es damals noch Elritzen drin gab, weiß ich nicht. Aber ich glaube fest daran, daß es der

Die Alzette wurde zum Wahrzeichen Luxemburgs. Und sie ist es bis heute geblieben mit ihrer einmalig romantischen Wasserfront im Grund.

Fall war. Wir Hollericher Schulbuben konnten noch, wenn wir aus der alten Schule an der Escher Straße stürzten, mit Augen und Ohren erleben, wie bei der Schneeschmelze die harmlose Petruß wie ein reißender Gebirgsstrom raste und tobte. Und desgleichen konnten wir anschaulich nachvollziehen, wie ein von der Hitze kalifornischer Hundstage ausgetrockneter Rio an der mexikanischen Grenze vor sich hinkümmert. Ich weiß auch nicht, ob der Pfarrer Jos. Bernardy heute noch einem Meßdiener, ob des zu reichlich zugegossenen Wassers nach der Kommunion, erzürnt zuknurren würde: „Kéier d'Péitruß dran!”

Luxemburg ist auf drei Felsplateaus erbaut: Dem Plateau Bourbon, dem Heilig-Geist-Plateau und dem Kirchberg-Plateau. Darum nennt man Luxemburg oft die Felsenstadt. Andere nennen Luxemburg die Stadt der Brücken. Aber diese Brücken gibt es nur, weil die Plateaus durch Täler voneinander getrennt sind. Und die wiederum sind das Werk von Bächen, die in Jahrmillionen von architektonischer Erosionsarbeit am Luxemburger Sandstein diese Täler, wahre Meisterwerke einer urbanistischen Kultur, angelegt haben. Mögen die Stadtplaner sich auch noch soviel Mühe geben, mögen sie bepflastern und betonieren, ganze Viertel in Steinwüsten verwandeln, Autobahnen mitten in einen alten Ortsteil einmünden lassen und ihn unbewohnbar machen, sie kriegen dennoch unsere Stadt nicht kaputt. Denn das Petrußtal können sie nicht zuschütten. Und so wird den Stadtluxemburgern dieses einzigartige Stück Natur mitten in der Stadt erhalten bleiben. Eine Oase im Verkehrsgetümmel. Eine ans Wunder grenzende Möglichkeit, auf gepflegten lauschigen Parkwegen, den Pflaster-, Makadam- und Gehsteigfliesenmüden Füßen Erholung zu gönnen, im Rasen zu liegen und den Wolken nachzuträumen. Da fällt es leicht, sich auszumalen, daß hier an den Ufern der Petruß römische Legionäre mit schwarzem Kraushaar und braungebrannten, sehnigen Körpern blonden, drallen Treverermädchen Latein beibrachten. Wer einmal im Frühjahr bei Vollmond durch das Petrußtal geschlendert ist, der kann sie sich vorstellen, diese Fratensierungsszenen hinterm Holunderbusch in milden Mainächten,

nachdem Indutiomar irgendwo nicht weit weg vom Petrußtal seinen letzten, verzweifelten Strauß gegen die römischen Eroberer ausgefochten und verloren hatte.

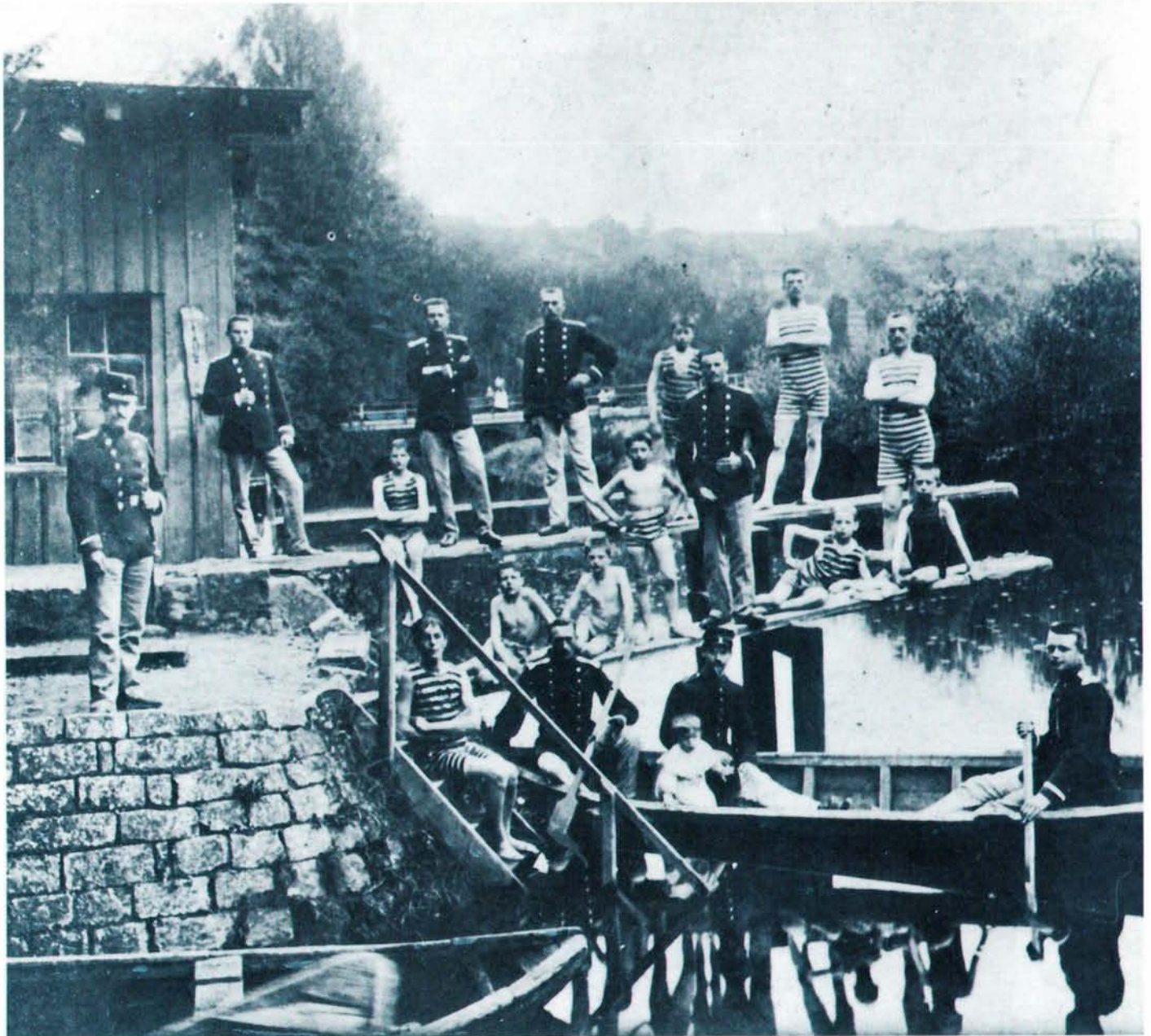
Und nachdem man, ausgeruht und erfrischt, aus dem Petrußtal wieder zur Oberstadt hochgestiegen ist, sucht man auf dem Fischmarkt vergeblich nach den Spuren des zerfallenen römischen Kastells, das einstmals den Ardennergrafen Siegfried fasziniert hatte. Dem zielstrebigem Emporkömmling aus Lothars Mittelreich der zwei Kulturen war es allerdings kein Sinnbild der Vergänglichkeit aller irdischen Macht, sondern hoffnungsvolles Versprechen eigener Machtentfaltung. Auf der Felsnase des Bockes stehend, sah Siegfried die Alzette sich um den steil abfallenden Felsvorsprung winden und genoß den Anblick, für den Goethe später, bei seinem kurzen Aufenthalt in Luxemburg, in einer Verschnaufpause auf dem Weg

nach Valmy, unvergeßliche Worte finden sollte. Aber Siegfried ging es nicht um die Lieblichkeit, die Anmut, den Ernst und die Würde, die diese Landschaft ausstrahlte. Dem zukünftigen Burgherrn und Grafen von Luxemburg, dem allerdings nur indirekten Begründer eines Hauses, das vier römische Kaiser deutscher Nation hervorbringen sollte, ging es um die strategische Bedeutung dieser Örtlichkeit. Hier wollte er sich, inmitten seiner Besitztümer, eine Burg bauen. Rundum sie herum entstand die Stadt und Festung Luxemburg. Die Alzette wurde zum Wahrzeichen Luxemburgs. Und sie ist es bis heute geblieben mit ihrer einmalig romantischen Wasserfront im Grund. Und wenn die Luxemburger ihre Nationalhymne singen, singen sie nicht „D'Heimecht“, sondern „D'Uelzecht“.

Was wüßte sie nicht alles zu erzählen, unsere gute Alzette, wenn sie sprechen könnte! Denn sie ist sehr, sehr alt.

Grund (1976)





Stadtgrund, Bisserwee. Schwimmschule (1905)

Ihr Name verrät dem Sprachkundigen, daß bereits die keltischen Treverer sich in ihr die Füße wuschen. An ihrem Ufer bearbeitete „Mumm Séis“ das Leinen mit dem Bleuel und schwenkte es in dem damals noch kristallklaren Alzettewasser aus. Und derweil ging ihr Mundwerk bald nach links und bald nach rechts. Und hier, während sie den Bleuel schwang, brachte ihr wahrscheinlich auch, ihr, dem rosenbäckigen, frühlingsfrischen Ding, ein von Neid geifernder, verschrumpelter Waschweiber-mund unter hämischem Grinsen bei, daß der schmucke Kanonier Gottlieb Hurra, den sie dem „Séis“ nicht gönnte, saufe, spiele und Jagd auf jede Schürze mache.

Und droben an der Brückenbrüstung lehnten sie, ab und zu einen Strahl braunen Kautabaksaft ins Wasser spukend, die Kesselflicker, Messer- und Scherenschleifer, Hundedrecksammler und „Prabbelisjhangen“ und ließen

Gottes Alzettewasser über Gottes Land laufen. Später, nachdem unsere beiden Jägerbataillone aufgelöst waren, wurde etwas weiter unten den Rekruten der Freiwilligenkompanie in der Alzette der Hundsmarsch abgewöhnt und das militärische Schwimmen beigebracht. Psst! Preist da nicht eine mächtige Unteroffiziersstimme die Eltern glücklich, die ein gesundes Kind ihr eigen nennen und droht lauthals grollend, ihn werde ihn wie einen Fixspan brechen, ihn an die Wand klacken wie eine nasse „Spulomp“, der da meint, ihn wäre mehr stark wie ihn!

Und in sommerlichen Vollmondnächten, wenn die Alzette Scharen von blinkenden Silberlamellen dem Itzigersteg zutreibt, und eine pausbäckige Frau Luna sich im bewegungslosen Spiegel des Wehrs zufrieden zulächelt, dann taucht Siegfrieds schöne Melusine, die er, eifersüchtig und lüstern wie die Mannsbilder nun einmal sind, nicht hal-

ten konnte, weil er ihr den Freiraum nicht zugestand, auf den sie Anspruch hatte, aus den Wellen der Alzette auf und hebt ihre weißen, schlanken Arme der Stadt zu, die aus schlaftrunkenen Fensteraugen ins Tal blinzelt.

Mögen die Stadtluxemburger ihrer Alzette auch übel mitgespielt haben, sie mit Abwässern aller Art verschmutzt und verdreckt und die Fische aus ihr vertrieben haben, eines haben sie ihr nicht angetan, sie haben ihr das Tageslicht nicht gestohlen. Sie haben sie nicht in ein dunkles Betonverlies eingesperrt. Sie haben sie nicht gezwungen, unter Tag, ohne Wind und ohne Sonne ihren Weg zu suchen. Sie haben ihr das Tal, das ihr gehört, nicht gestohlen. Sie haben sie nicht beschämt dem Blick verborgen. Und das dankt die Alzette den Stadtluxemburgern durch Stimmung und Romantik, die heute wie eh und je die Oberstädter ins Tal zieht.

Fernand Hoffmann

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Peupliers (Rue des)

Sie führt von der Kirche von Hamm an der seit einem Jahrzehnt sich neu entwickelnden Industriezone vorbei und mündet in einer weiten Windung in den Val de Hamm. Ihren Namen, den die Straße seit 1925 führt, verdankt sie sonderzweifel der stattlichen Pappelreihe, von der sie gesäumt wird.

Pfaffenthal (Montée de)

Verbindet die Rue Wiltheim mit der Rue Laurent Menager.

Als Teil der großen Römerstraße, die von Reims über Arlon, Mamer, Stras-

sen, Val Sainte-Croix, Avenue Emile Reuter und Grand-Rue zum Fischmarkt und von dort den Berg hinunter über die Alzette nach Niederanven führte, kam ihr in der Vergangenheit, ähnlich wie der Montée de la Pétrusse, eine große Bedeutung zu. Jeder Verkehr, der sich von Norden und von Osten her der Stadt näherte, mußte nämlich diesen steilen Hang überwinden, ehe er an die Festungstore kam.

Es hat hier nicht weniger als vier Pforten gegeben; die mittlere davon hieß „die Reuffers- oder Reubersport“, später wurde sie Schulpforte genannt, weil sich hier die erste städtische Volksschule befand. Um 1650 wurde sie abgetragen, da es galt, neuen Befestigungen Platz zu machen. Als ehrwürdiges Zeugnis aus der Frühzeit mittelalterlicher Festungskunst steht heute noch das obere Tor, die sogenannten „Drei Türme“. Der mittlere Teil, ein quadratischer Bau, geht auf die zweite Ringmauer zurück, während die beiden runden Ecktürme in der dritten Bebauungsphase der Festung im 14. Jahrhundert angefügt wurden. Jahrhundertlang diente dieser trutzige Bau der Stadt als Gefängnis; später wurde hier auch die Guillotine aufbewahrt.

Dieser obere Teil des Pfaffenthaler Berges um die „Drei Türme“ trägt in den Akten den Namen: „im Dünnbuschel“ oder „im Dünnebusch“. Bezieht er sich

auf eine frühere, dünne Bewaldung an dieser Stelle oder geht er eventuell zurück auf ein Tannenwäldchen? Die Frage ist nicht geklärt.

Jedenfalls war die Montée de Pfaffenthal bis ins 17. Jahrhundert dicht besiedelt, denn in den Jahren 1671 und 1672 ließ die spanische Militärverwaltung hier 43 Wohnhäuser abtragen, um Platz für neue Verteidigungsanlagen zu schaffen. Außer den betroffenen Bewohnern, die gezwungen waren, sich in der Oberstadt neu anzusiedeln, beschwerten sich über diesen Abbruch die Dominikaner, deren Pfarrei Sankt-Michael hierdurch eine Anzahl von Gläubigen an die Stadtpfarrei Sankt-Nikolaus verlor.

Während der Belagerung der Festung durch die Franzosen 1683 und bei deren Einnahme 1684 waren die Hänge der Montée de Pfaffenthal einem erbitterten Artilleriefeuer ausgesetzt, das sowohl in den Unterstädten als auch in ganzen Teilen der Oberstadt desolate Vernichtungen zur Folge hatte.

Bei der Schleifung der Festung wurden auch die Tore und Wachstuben an der Montée de Pfaffenthal abgetragen. Als man 1880 den Verbindungsweg vom Bockfelsen zu den „Drei Türmen“ verlängerte, verschwanden die letzten Erinnerungen an die Festungszeit auch in diesem Stadtteil, nämlich das Magazin „Dünnebusch“ und das „Fourrage“-Magazin.



Pfaffenthal 1906



La protection de l'environnement au 18^e siècle



EMONTRE très-humblement le Conseiller Substitut-Procureur-Général de Sa Majesté Imperiale & Catholique, que quoi qu'il ait souvent été ordonné, & notamment par le Règlement de la Cour, du 20^{me}. Août 1720. ci-joint par Extrait tiré de la Registrature aux Placcards & Ordonnances de ce Conseil, de nettoyer les lits & bords des Rivieres & Ruisseaux, afin de prévenir les dommages qui arrivent par la fréquence des débordemens des Eaux; Ce nonobstant les Seigneurs & Officiers des Lieux & autres que cela touche, ont négligé d'obliger leurs Sujets respectifs de faire & continuer à faire tous les devoirs nécessaires pour son exécution; tellement que du depuis, & particulièrement cette année, il en est arrivé des très-gros dommages, qui s'accroîtront d'année en année s'il n'y est pourvû.

Supplie partant très-humblement la Cour d'ordonner que ledit Règlement du 20^{me}. Août 1720. soit rafraichi, publié, & exécuté selon sa forme & teneur, sous les peines y portées; quoi faisant. *Signé,* J. AMBRŒT, *avec Paraph.*

Nos ancêtres ont déjà été tenus à respecter et à protéger leur environnement tant dans les villes qu'à la campagne. La propreté des rues ainsi que la protection de la nature préoccupent donc depuis fort longtemps nos édiles. Ainsi maints textes qui remontent au 18^e siècle et bien avant déjà, ont réglementé p.ex. la „recroissance des bois”, le nettoyage des rivières et même la protection du genêt.

Une grande partie de ces „édits, placards et ordonnances” qui ont été portés jadis à la connaissance de la population, est conservée jusqu'à nos jours. Pour donner au lecteur intéressé une idée du contenu de ces textes, nous reprenons dans la suite quelques extraits de différents règlements en vigueur dans la ville de Luxembourg au cours du 18^e siècle. Les documents originaux sont conservés aux Archives de l'Etat à Luxembourg sous la cote A VIII.

1723 (Ville de Luxembourg)

„... au regard du nettoyage & netteté des rues de cette Ville”...

... cause que plusieurs Bourgeois & Habitans d'icelle, qui n'ont point de latrines ou lieux communs dans leurs maisons, ou que celles qu'ils y ont sont remplies, jettent nuitamment les ordures sur les rues, qui causent des puanteurs & infections capables à faire naître des maladies: pour à quoi prévenir, Nous réitérons les points & articles des Reglemens précédents, qui concernent ledit nettoyage des rues de cette Ville, & ordonnent qu'ils soient exactement observés & exécutés selon leur forme & teneur, sous les peines y comminées comme s'ensuit.

... Deffendons à tous les Bourgeois & Habitans de cette Ville de faire ou jeter aucune ordure sur la rue soit de nuit ou de jour, à peine de trois Florins d'Or pour la première fois, & du double en cas de récidive exécutable sur le champ sans aucune forme de procès.

Il est deffendu sous la même peine aux Bouchers de cette Ville, de jeter les excremens des bestiaux qu'ils tue-
rent sur la rue, ni les y cacher sous du fumier ou de la boue.

... Et arrivant que semblables excremens seroient trouvez & découverts dans la rue où deux Bouchers demeureroient, & que chacun s'excuse de les y avoir jetté, sera l'amande comminée exécutée sur eux deux, sauf l'action à l'une contre l'autre.

... Que les propriétaires des maisons dans lesquelles les latrines ou lieux communs sont remplis, les feront vuid-
der en temps convenable. . .

... Il est ordonné à tous les Bourgeois & Habitans de cette Ville de nettoyer journallement les rues devant leurs portes & héritages, en mettre les ordures en morceaux pour être enlevées par les Tombereaux de la Ville. . .

... Il a toujours été deffendu de tenir & nourrir des pigeons & cochons dans la Ville. . .

1743

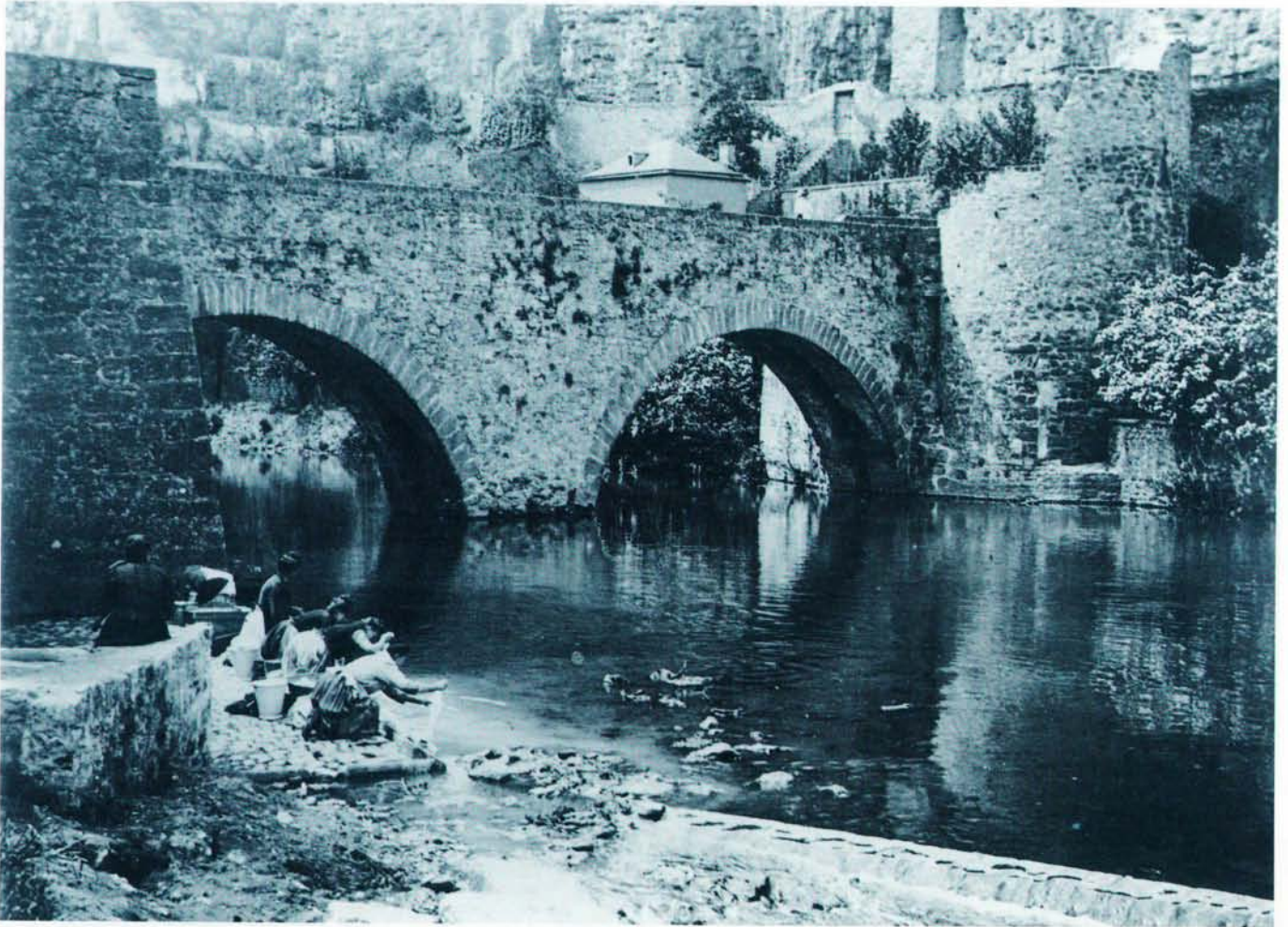
... A l'égard des décombres chacun sera obligé, endéans trois jours, de les faire emmener à ses frais. . .

... Mais quant au fumier des Militaires, ou autres inhabitans qui sont exposés sur la Rue, lesdits Entrepreneurs sont autorisés à l'emmener, si dans le même terme de trois jours lesdits Militaires, ou les inhabitans ne l'ont pas fait...

... Les Entrepreneurs auront soin qu'il ne reste aucune immondice qui se trouvera amoncelée dans aucun endroit de la Ville, à quel effet ils se pourvoiront de balais & autres ustenciles nécessaires, pour assembler & charger les ordures qu'ils ne pourroient aisément enlever sans cela...

... Dans le cas des grandes neiges & glaces seront lesdits Entrepreneurs obligés de fournir gratis, & à leurs frais, tous les Tombereaux nécessaire pour emmener lesdits neiges & glaces. . .

Clausen, Le pont du Stierchen sur l'Alzette (1900)



1755

... Voulant faire cesser les excès des Usagers, et l'abus nous voulons que ceux qui ont le droit de Bois morts, qu'ils font de leurs Bois, ne vont pas moins qu'à la ruine entière de tous les Bois, se contentent d'y prendre ce qui s'y trouvera sec et par terre, et qu'ils se fassent désigner et marquer les arbres de bout qui se trouveront secs de cime et racine et qui ne sont plus bon à rien qu'au chauffage. . .

1757

... La Cour ordonne à tous seigneurs, Prévôts et Officiers de cette Province par les districts desquels coulent les rivières et ruisseaux d'Alsette, Sire, Kyl, Wiltz, Our, . . de donner leurs soins à ce que les lits et bords desdits Rivières et Ruisseaux soient incessamment nettoiyés par les sujets de leurs offices . . .

1770

... Nous défendons bien expressément à qui que ce soit, de rompre, briser, arracher ou endommager en quel-

que manière que ce soit ou sous quelque prétexte que ce puisse être les Haies vives ou sèches, les Fossés ou toute autre Cloture, à peine d'une amende de vingt cinq florins d'or, partageable comme les autres amendes champêtres, et au surplus de devoir reparer le tort qui aura été fait. . .

1771

... qu'il sera défendu de déposer sur la Route et sur le chemin d'Été ainsi que sur les Fossés d'accotement des Fumiers, du Bois, du Fer ou autres matières . . ."

D'après ce qui précède, on peut conclure que, pendant l'Ancien Régime, les délits en matière de pollution et de protection de la nature étaient plus sévèrement punis que de nos jours. . .

Den Aussaz

Dësen Dag war keen wéi en aneren, dat stoung de Männer am Gesiicht geschriwwen, wéi se nom scho bal feierlechen Akt laanscht d'Uelzechtmauer op de Restaurant lassgaange sin.

Dee loug e puer honnert Meter méi wäit, och laanscht d'Waasser an hat e Sällchen, extra fir Gesellschaften, déi gären ënnert sech sin.

Och op dësen Dag war et e Genoss, fir do ran ze gon, derbäi ze sin. D'Dëscher stoungen an U-Form widderenee gereckelt, a laanscht d'Fënstere war e kale Büffee opgeriicht, deen sech, direkt op den éischte Bléck, gewäsch a gekämmt hat. D'Fläsche Wäin an Áiskiwwelen op den Dëscher hun e véierjäerege „Grand Premier Cru“ versprach, mä de Mann am laange gréng Schiirtech an nieft dem extra opgeriichte Béierfaass, huet verrodend, dass mer hei och an engem Véirel waren, dat d'Bräuereisschminnié fréier een nieft deem anere stoën hat.

Frësch gepléckte Schlësselsblumen, zwee Buckiën op all Deel vum U, hu Fréijor verbreet, a méngerwärech, dese spéiden Abrëll hätt jo och nët méi waarm a frëndlech kënne sin.

Mä dat war nach nët alles: Uewen am Eck stoung eng elektresch Uergel, an en eeleeren Här, och am gréng Rollefaxeschiirtech, huet lëtzebuerger Lidder improviséiert; fir d'éischt duuss, als Hannergrondmusek, herno, wéi de Büffee schon nët méi sou appetittlech ausgesinn huet, nawell e wéineg méi haart. "T wier fir matzesangen, huet de Mann du gemengt, mä gesonge gouf awer réischt, wéi de Minister a säi Schofer fort waren.

Aja, wie war do alles do? Männer (nët eng eenzeg Fra) aus e puer Verwaltongen, déi alleguerten iigendwéi eppes mat deem ze dinn haten, wat virdrun, an deem scho bal feierlechen Akt bei der Uelzecht, geschitt war. Awer och d'Press war do (mat zwou Fraën seguer), well soss hätt dat Ganzt um Enn jo kee Sënn gehat.

D'Männer aus de Verwaltongen an och d'Leit vun der Press wouste jo genee, em wat et géing, jhust gaange war, mä 't war dach schéin, et nach eng Kéier aus dem Mond vum Här Minister ze héieren, well da wouste een eigentlech réischt richtig, wat do fir e „politeschen an historeschen Akzent gesat“ gi war. Ee besonnesch fläissege Reporter huet sech no der Ried seguer heemlech aus an de Café verdréckt, fir vun do aus a séng Redaktioun unzeruffen an e puer substantziell ministesch Zitaten duurchzediktieren; dat war séng Zeidong muer virun deenen anere vir.

Et war jo och wiirklech eppes Aussergewöhnlech geschitt; als Kréinong, sot de Minister, vu laangen an haarden Aarbechten, déi virdrun, souzesoen hannerwands, gelaf wiren.

„Haut si mer souwäit“, sot en, „datt mer d'Péitruus nees propper hun; datt déi Betriber, déi virdrun hiirt knaschtegt an dacks géftegt Waasser ëmmer an ëmmer rem onjhenéiert dragekéiert hun, op d'Fangere geklappt kruten, an dat zerguttst an definitiv! Mä“, sot de Minister an huet eng Schlupp vum „Grand Premier Cru“ genoss, „dat wichtegst as, eis Milliounen, déi mer an d'Kläranlagen investéiert hun, maachen sech lo bezuelt. Eis lescht Waasseranalysen – an dat kann eis den Här Bartolomäus hei nieft mir konfirméieren – sin sou konfirmant a konkluant, dass mer eis zu deem grouse Schrack entschléisse konnten, dee mer haut an lo jhust gemaach hun (nach eng Pouz "Gr.





Pr. Cr.): Mir konnten haut nees Fësch an d'Uelzecht setzen! Wuel as et eng Zort (. . . wéi heescht se scho méi, Här Maller? . . . Wéi? . . . 't as och egal), déi extrem resistant as, also nach laang keng Frellen, mä ëmmerhin. An dat as derwäert, hei grouss rausgestrach ze gin, dir Hären, pardon, dir Damen an dir Häre vun der Press; eis Uelzecht huet nees Fësch!"

Duerno huet den Här Minister nach gemengt, en hätt lo schons d'Visioun, dass an nët allze fären Zäiten och nach aner Zorten – a firwat nët och Frellen? – nokéimen; an datt an eisem Nationalfloss, mat séngen dann och nees ausgestallte Fëschpermi'en, de liewege Bewäis (en huet besonnesch op „lieweg“ gedréckt) vun engem neien, ëmweltfrëndlechen, politeschen Denken erbruecht wir.

Dat souz. E puer vun deenen aus de Verwaltungon hätten op en Hoër d'Hemecht ugestëmmt, mä de Mann op der Uergel huet jhust séngem anere Kolleg am grénge Schiirtech missen hëllefen, fir d'eidel Klenschen ronderëm d'Faass nozefëllen. D'Journalisten hate souwisou nach e puer Froën, besonnesch déi un den Här Maller, wéi déi ausgesate Fësch da richtig géingen heeschen a wéi dat geschriwwé géif.

Dobausse bei der Uelzecht stoungen därbaans nach ëmmer e puer Leit, well se soss näischt ze dongen haten, an hun an d'Waasser gestuurkt. Virun enger Véirelstonn haten hirer zwéin nach ee vun den zweedausend Fësch gesinn („muer wëllen se de Rescht, nach dräidausend Stéck, aussetzen; se kommen aus der Tschechei“), mä lo huet ee kee Schwanz méi gesinn.

„Déi verdeelen sech séier“, huet e Pätter gemengt, deen déi lescht Fësch laang virum Krich an der Uelzecht gesinn hat.

Ongefëier ëm déi Zäit, wéi den Här Minister mat sénger Ried fäerdeg war an dee fläisseg Journalist un der Strépp hong, sot e Bouf dobause bei de Leit: „Kuckt ees, d'Waasser gët ganz faarweg!“ Déi Grouss hun hiren Aën nët getraut, mä de Bouf hat recht, de Pätter huet d'Wuert ausgeschwat: „Masut!“

Den Här Minister as an deem Ablack iwuer d'Bréck gefuer a sot zu séngem Schofer: „Kuck, d'Leit stin nach ëmmer do!“ Am Café huet, jhust wéi de Kaffi an de Quetsche flued koumen, den Telefon gerabbelt, an den Här Bartolomäus as rausgeruff gin. Op d'Fro vum Hausmeeschter aus där grousser Kläranlag, e puer Kilometer méi rof am Uelzechtall, wou all déi vreckte Fësch hirkéi-

men, konnt en réischt no engem giedlechen Otemzuch äntwerten; „Dat as dach nët méiglech“, sot en, „mer hun se jhust réischt ausgesat.“

Hie war bleech am Gesiicht, wéi en nees an de Sällche koum an sech, ouni e Wuert ze son, eng duebel Mirabell an de Kaffi geschott huet.

D'Leit bei der Uelzecht stoungen nach do, wéi d'Sireene gehault hun an d'Pompjeë koumen, fir de Mazout opzefänken. De Kommedant krut e Laachkrämpchen, wéi en dat vun den tschechesche Fësch héiren huet.

Dobannen – de Büffee war därbaans nach jhust gutt fir ofzeraumen, hat keen eppes matkritt, och deen dichtege Journalist nët. 'T gouf lo méi Béier wéi Wäi gedronk, an lo gouf begeeschtert matgesongen. Een huet seguer d'Kachkéislidd ëmgedicht a proposéiert: „Eieieiei, mir hun nees Uelzecht-fësch! / 'T as ee Genoss, gläich kommen s'op den Dësch!...“, mä duerno as him näischt méi agefall.

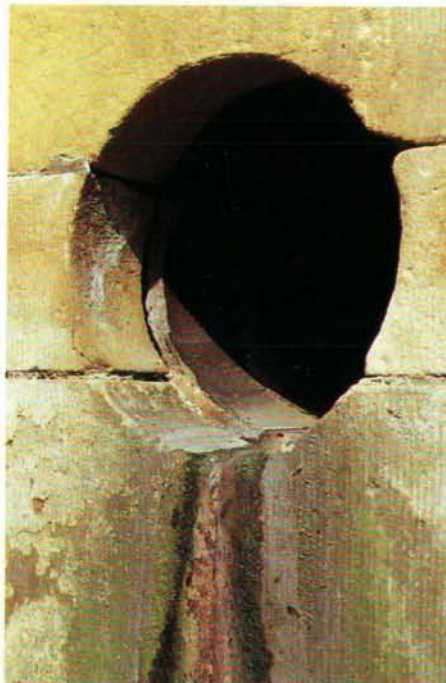


Eine Wüste neuer Art

Die Autoren der Umweltstudie Global 2000 haben eine zunehmende Verknappung des Trinkwassers und eine Verschlechterung seiner Qualität vorausgesagt. Was ist von der Prognose zu halten, und in wie weit betrifft sie überhaupt die Industriestaaten und damit auch uns selbst?

Wir haben uns, anders läßt es sich zutreffend nicht beschreiben, in eine Lage manövriert, die der zu gleichen beginnt, in der sich die Bewohner der ariden, also aus geologischen Gründen wasserarmen Regionen der Erde seit jeher befinden. Wir haben, von den meisten noch unbemerkt, angefangen, auch unseren Teil der Erde in eine Wüste zu verwandeln. In eine Wüste neuer Art, wie sie nur die industrielle Leistungsgesellschaft hervorzubringen vermochte: eine Wüste, in der es äußerlich gesehen noch immer so viel Wasser gibt wie von alters her, nur immer weniger Wasser, das man trinken kann.

Wenn wir die Definition von „Wüste“ nicht an einer ihrer anderen typischen und für das Auge gewiß auffälligeren Eigenschaften aufhängen, sondern an dem Kriterium der Knappheit an Trinkwasser – eine vielleicht einseitige, unter biologischem Blick-



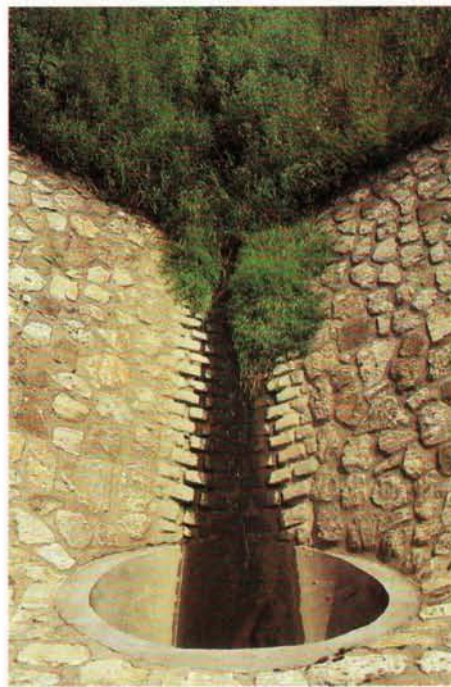
winkel jedoch zulässige Definition –, könnten wir auf den Gedanken kommen, daß unsere Lage der von Wüstenbewohnern immer ähnlicher zu werden beginnt: Die Einsicht hat nicht nur besorgnisauslösende Aspekte. Wie alle realistischen Einschätzungen enthält sie in sich auch schon den Keim zu einer Lösung des Problems. Denn wenn das so ist, wenn sich unsere Situation mit dem Begriff der Wüste zutreffend kennzeichnen läßt, dann eröffnet sich uns die Möglichkeit, die Mitglieder jener Kulturen, die von jeher unter den Bedingungen einer solchen Situation entstanden sind und sich in langen geschichtlichen Zeiträumen an sie angepaßt haben, danach zu fragen, was in solcher Lage am zweckmäßigsten zu tun sei.

Warum eigentlich, das ist der Gedanke, der einem bei dieser Betrachtungsweise einfällt, warum stellen auch wir eigentlich nicht längst Zisternen auf die Dächer (oder den Dachboden) unserer Häuser? Durch das Sammeln von Regenwasser lösen die Bewohner der meisten ariden Gebiete der Erde seit Jahrtausenden erfolgreich die dringendsten Probleme der Wasserversorgung. Daß wir auf den naheliegenden Gedanken bisher nicht gekommen sind, obwohl die in unse-

ren Breiten vergleichsweise üppigen Niederschlagsmengen die Methode um so ergebiger werden ließen, liegt allein daran, daß die Mehrheit sich bei uns noch in dem Glauben wiegt, Wasser, auch in der Form von Trinkwasser, stehe in praktisch unbegrenztem Umfang zur Verfügung.

Natürlich kann man Regenwasser bei uns längst nicht mehr trinken. Wir könnten von ihm aber nutzbringend Gebrauch machen für viele andere Zwecke, für die wir mit einer Gedankenlosigkeit, die unsere Nachfahren einmal zu ungläubigem Kopfschütteln veranlassen dürfte, bisher immer noch trinkbares Wasser verwenden.

Wer die Einzelheiten der von keinem Fachmann mehr bestrittenen Trinkwasserkrise kennt, wird ferner verständnislos reagieren, wenn man ihm sagt, daß das als wirklich reines Trinkwasser einzig noch verfügbare Grundwasser bei uns immer noch überwiegend für technische Produktionsprozesse verbraucht wird. Etwa 85 Prozent des gesamten Wasserverbrauchs entfallen auf die Industrie. *(Das gilt für die Bundesrepublik. Bei uns verbrauchen Industrie und Land-*



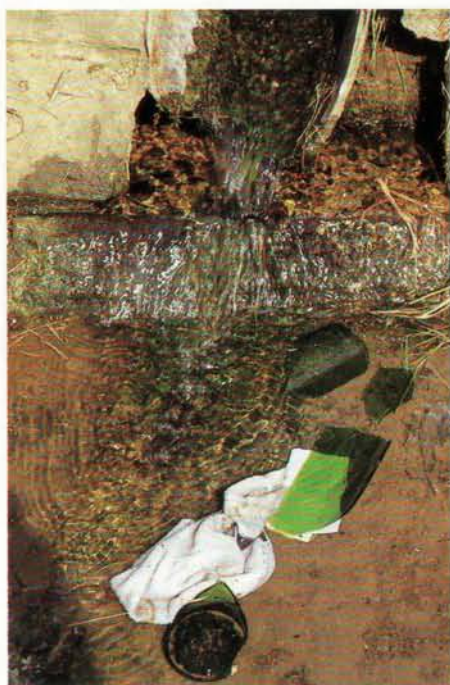
wirtschaft etwa 55% des Trinkwassers. - Red.) Darunter befindet sich ein beträchtlicher (nicht präzise ermittelbarer) Anteil an kostbarem Grundwasser, das bei Kühlungs- und Reinigungsvorgängen verbraucht wird, die sich genausogut mit unvollkommen gereinigtem Flußwasser („Brauchwasser“) durchführen ließen. Die Betriebe haben sich aber gegen die Forderung, Grundwasser dem menschlichen Verbrauch vorzubehalten, bisher mit dem Hinweis auf „ältere Rechte“ an den von ihnen benutzten Tiefbrunnen erfolgreich wehren können. Noch gilt auch hier wieder das Kostenargument als letztes Wort und nicht der Hinweis darauf, daß die Grundwasserlager in der jetzigen Situation – unbeschadet in der Vergangenheit mehr oder weniger zufällig zustande gekommener Gewohnheitsrechte – als Trinkwasserlieferanten für die Allgemeinheit reserviert werden müßten.

Wenn die Vernunft sich in diesem Punkt durchsetzen würde, wenn wir uns als Gesellschaft dazu entschlossen, das aus diesen Tiefenspeichern gewonnene Wasser ausschließlich zum Trinken und Kochen zu benutzen, anstatt es weiter für Zwecke zu vergeuden, für die Wasser minderer Qualität völlig genügte, dann könnten wir endlich dem Skandal ein Ende bereiten, daß Millionen von Menschen heute durch die Versorgung mit unzulänglich gereinigtem Trinkwasser einem gar nicht abschätzbaren Gesundheitsrisiko ausgesetzt werden. Schon seit mehreren Jahren kann nicht mehr ein einziges der am Rhein gelegenen Wasserwerke die von der Europäischen Gemeinschaft festgelegten – und aller Wahrscheinlichkeit nach ohnehin zu hoch angesetzten – Schadstoffgrenzwerte einhalten. Man bedenke, was das für die Betroffenen im Laufe der Zeit bedeuten könnte. Die Untätigkeit, mit der dieser allen Experten bekannte Zustand hingenommen wird, obwohl Abhilfe auf dem angedeuteten

Wege in kürzester Zeit möglich wäre, ist schlechthin unfasslich.

Wenn wir dazu übergingen, trinkbares Wasser für Trinkwasserzwecke zu reservieren, wenn wir unseren Brauchwasserbedarf industriell mit Oberflächenwasser decken würden und privat mit Regenwasser und wenn wir in der logischen Konsequenz dieser Unterscheidung von Stund an wenigstens in alle Neubauten doppelte Leitungssysteme installieren würden, welche unter anderem die Wiederverwendung von Spülwasser für die Toiletten und die Beseitigung stark verunreinigter Abwässer getrennt von den Regenwasser-Sielen ermöglichten, würde sich die Situation schlagartig bessern. Dann ließe sich auch die Entnahme aus den vorhandenen Grundwasserspeichern auf ein Maß reduzieren, das nicht zu ihrer Erschöpfung führen muß und daher nicht zwangsläufig die beschriebenen ökologischen Folgeschäden nach sich zieht.

Hoimar von Ditfurth
(Auszug aus seinem Buch „So laßt uns denn ein Apfelbäumchen pflanzen. Es ist soweit“).



BATTY UND DIE DREI EICHELN

Bei den Zimmer-Kummers aus Luxemburg-Neudorf ist ein heftiger Streit über das geplante Museum für Zeitgenössische Kunst auf Drei Eicheln entbrannt, denn es verhält sich so, daß Batty als Unterzeichner der Petition „D’Fangeren ewech vun den dräi Eechelen“ gegen das Museum ist, während seine Schwiegermutter Amelie Kummer-Keller eher dafür ist. Großmutter Amelie ist seit einiger Zeit selbst künstlerisch kreativ. Eine Zeitlang hatte sie es mit Klavierspielen versucht, aber weil das den Nachbarn dermaßen auf die Nerven ging und sogar die „Association contre le bruit“ eingeschritten war, hat sie sich nun aufs Malen verstiegen. Das macht weniger Lärm.

Die gravierenden Meinungsverschiedenheiten über das weltbewegende Thema, die auch Marguerite Zimmer-Kummer nicht zu schlichten vermag, haben in der Familie geradezu groteske Zustände hervorgerufen. Das geht soweit, daß Batty seiner Schwiegermutter, die mit dem Meerschweinchen Emile im Dachgeschoß der Einfamilienwohnung lebt, die Möbel am liebsten durch Gerichtsvollzieher auf die Straße setzen lassen möchte. Aber weil Großmutter Amelie ein Wohnrecht auf Lebenszeit hat, geht das natürlich nicht.

Was Großmutter Amelie am meisten stört, ist Battys Fanatismus. Immer wenn die Rede auf das geplante Pei-Museum kommt, wettet er gegen die Regierung, die Dicken und die Großkopfigen, die sich ja doch nur ein Milliarden-Monument bauen möchten, statt das viele Geld in nützlichere Dinge zu investieren. In seiner Stammkneipe sitzt Batty täglich mit seinem Freundeskreis zusammen, und man kommentiert die politische Aktualität. Das Pei-Museum ist derzeit das Thema Nummer eins, und immer wenn es zur Sprache kommt, steigen der Blutdruck und der Lärmpegel am runden Tisch.

Es sei eine Schande, die eben erst freigelegten, wertvollen Grundmauern des Fort Thüngen zu zerstören, ereifert sich Professor Dr. Blatz, ein Sachverständiger für Geschichte und Archäologie. Die Regierung solle die fünf Milliarden lieber in die Forschung der Hunsrück-Eifel-Kultur stecken. Ein anderer Stammgast, Bäckermeister Dulli Schmant, vertritt die Ansicht, der Brotpreis sei ein schlechter Witz, denn das Mehl und die Hefe seien so teuer, daß er kaum mit Gewinn arbeite.

Die Regierung möge gefälligst die fünf Milliarden zur Subventionierung des Mehls und der Hefe verwenden.

Gusti Gulp, ein engagierter Schriftsteller, der seit zehn Jahren seinen ersten Roman ankündigt, aber mit dem Schreiben noch nicht angefangen hat, ist erbost, daß nichts für die freischaffenden Künstler getan wird. Statt ein Prunk- und Protzmuseum zu bauen, solle man allen Schriftstellern eine 5%-Rente gewähren und 1/6 in die Dritte Welt schicken.

Himi Geiß, ein engagierter Grüner, ist prinzipiell gegen alles. Er befürchtet, das Pei-Museum werde das Ozonloch noch größer machen, weshalb er sich mit ein paar Gleichgesinnten an eine der Drei Eicheln anketten will, um die Bagger zu stoppen. Er will solange in Hungerstreik treten, bis er Kohldampf hat und die makrobiotische Landwirtschaft stärker gefördert wird.

Wischi Wasch, ein Sozialist, verlangt ein Referendum, damit jeder seine Meinung sagen könne, inklusive der Mann im Mond.

Stali Nist, ein Kommunist, argumentiert, man müsse auf die kleinen Leute hören. Vor allem auf die unter ein Meter siebzig.

Robert Bigudi, ein liberaler Intellektueller und ferventer Vorkämpfer für die Interessen des Mittelstandes und der Großindustrie, schreibt emsig gegen das Projekt an. Er findet ein Kunstmuseum hinverbrannt und plädiert für die wirtschaftliche Nutzung des Areals um das Fort Thüngen. Man könne die Festung beispielsweise abreißen, im Clerfer Kanton neu aufbauen und statt des alten Forts auf Drei Eicheln eine Teerfabrik errichten.

Fifi Fromm, ein Christlich-Sozialer, möchte das Geld in den Bau einer Kirchenfabrik investieren und in eine neue Orgel für die Kapelle auf Siechenhof.

Menni Mätsch und seine Frau Jenny, die vor dem Europäischen Menschengerichtshof klagen, weil man ihnen ihre kleine Autonummer wegnehmen will, möchten lieber, daß das Geld in die Nordstraße und in den Bau neuer Autobahnen und Golfplätze gesteckt wird.

Affi Spreng, ein pensionierter Colonel, der, falls man ihm Glauben schenken kann, im Koreakrieg mindestens eine Million Chinesen abgemurkst hat, findet es eine Zumutung, daß der Architekt Ming Pei chinesischer Abstammung ist. Die fünf Milliarden solle man der Armee zur Verfügung stellen, denn der nächste Weltkrieg könne schließlich nicht mit zeitgenössischer Kunst gewonnen werden. Ähnlicher Meinung ist auch Blani Bluff, seines Zeichens Architekt. Er ist zwar für das Pei-Museum, aber es müsse von einem Baumeister reinrassig luxemburgischer Abstammung errichtet werden.

Tibi Taub, ein Pianist, will lieber ein Bier für den Mann am Klavier. Und das Pferd auf dem Flur ist auch dagegen. Vom Eiermann ganz zu schweigen. Alle sind also dagegen, wenn auch aus ganz unterschiedlichen Gründen. Und wenn alle dagegen sind, dann ist Großmutter Amelie Kummer-Keller dafür. Sie kann das alles nicht mehr hören und findet es traurig, daß immer, wenn es um Kunst und Kultur geht, von Geld geredet und so getan wird, als würde nicht ein Museum, sondern ein Konzentrationslager gebaut. Als gehe das Land unter, wenn mehrere Milliarden in ein modernes Museum gesteckt werden. Und zu dem ja doch das ganze Land aus reiner Neugier hinströmen wird, wenn es einmal fertig dasteht. Im Zusammenhang mit Kunst ist Neugier übrigens etwas sehr Nützliches.

Dieser Aufstand der Selbstgerechten macht Großmutter Amelie sehr ärgerlich, und gemeinsam mit den Kindern Steve und Iris, dem Meerschweinchen Emil und der Tante Marrechen Keller-Dunkel überlegt Großmutter Amelie, ob sie nicht eine Bürgerinitiative für das Pei-Museum ins Leben rufen soll.

Als Dorfbewohnerin ist Tante Marrechen Keller-Dunkel nämlich ein Fall für sich. Seit Jahren kämpft sie in ihrem Dorf gegen die Restaurierung alter Häuser an. So haben doch die Leute früher nicht gelebt, in diesen Hexenhäuschen aus Marzipan und Lebkuchen, hinter solch sauberen und seelenlosen Potemkinschen Fassaden. Weshalb auch Tante Marrechen ihre Bleibe aus reiner Rebellion und zum Leidwesen des Denkmalpflegeamtes mit einer Fassade aus grünem Plastik versehen, die Türen violett und die Fenster grün gestrichen hat. Die Leute im Dorf behaupten, Tante Marrechen spinne.

Aber auch Steve und Iris sowie das Meerschweinchen Emil sind helllauf begeistert von Großmutter Idee. Sie leiden sehr darunter, daß Batty sie sonn-

tags immer zwingt, auf den Drei Eicheln spazieren zu gehen. Sie langweilen sich fürchterlich, wenn er ihnen von alten Steinen erzählt und von der ehemaligen Garnisonstadt, von all den großen Männern, Baumeistern und Kriegsherren schwärmt, die doch auch ihre Portugiesen hatten, um das alles zu bauen. Batty aber ist wild entschlossen, für seine Idee zu kämpfen. Er will das aus dem 18. Jahrhundert nach Christus stammende Fort Thüngen in seiner eigentlichen Funktion erhalten, mit einem kleinen Museum.

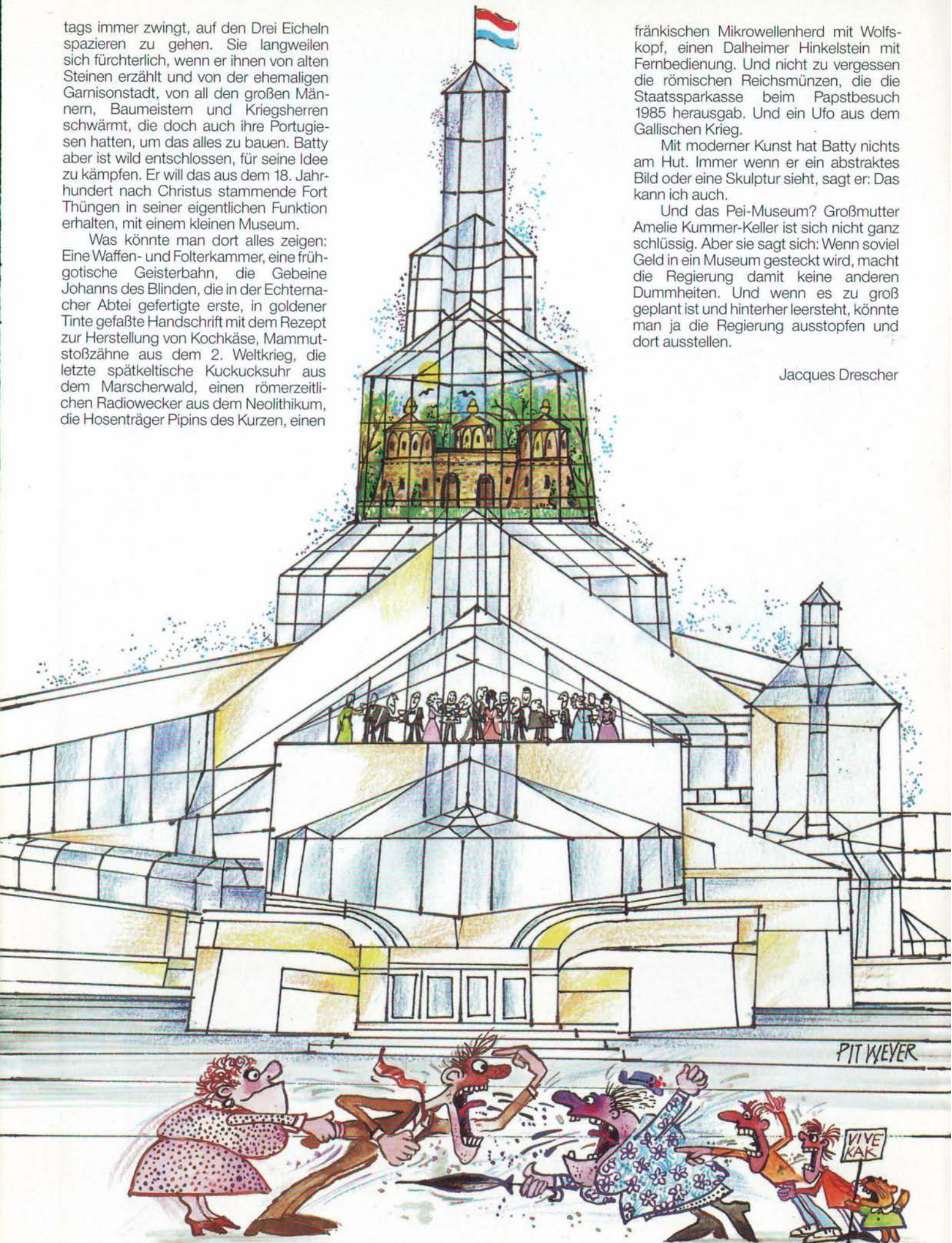
Was könnte man dort alles zeigen: Eine Waffen- und Folterkammer, eine frühgotische Geisterbahn, die Gebeine Johanns des Blinden, die in der Echternacher Abtei gefertigte erste, in goldener Tinte gefaßte Handschrift mit dem Rezept zur Herstellung von Kochkäse, Mammutstoßzähne aus dem 2. Weltkrieg, die letzte späteltische Kuckucksuhr aus dem Marscherwald, einen römischen Radiowecker aus dem Neolithikum, die Hosenträger Pipins des Kurzen, einen

fränkischen Mikrowellenherd mit Wolfskopf, einen Dalheimer Hinkelstein mit Fernbedienung. Und nicht zu vergessen die römischen Reichsmünzen, die die Staatssparkasse beim Papstbesuch 1985 herausgab. Und ein Ufo aus dem Gallischen Krieg.

Mit moderner Kunst hat Batty nichts am Hut. Immer wenn er ein abstraktes Bild oder eine Skulptur sieht, sagt er: Das kann ich auch.

Und das Pei-Museum? Großmutter Amelie Kummer-Keller ist sich nicht ganz schlüssig. Aber sie sagt sich: Wenn soviel Geld in ein Museum gesteckt wird, macht die Regierung damit keine anderen Dummheiten. Und wenn es zu groß geplant ist und hinterher leersteht, könnte man ja die Regierung ausstopfen und dort ausstellen.

Jacques Drescher



Trésors du Musée Pescatore

Joris van der Hagen fut l'élève de son père Abraham van der Hagen. A partir de 1640 il résida à La Haye où il devint membre de la Lukasgilde en 1643. Dix ans plus tard il participa à la fondation, à la Haye, de la „Schilders-Confrérie van Pictura”. Par deux fois, en 1650 et en 1657, on le rencontre à Amsterdam. Par la suite il entreprend de nombreux voyages à travers la Hollande, mais travaille essentiellement à La Haye où il se fait un renom en tant que paysagiste fidèle au style pratiqué par l'école de Haarlem et inspiré par Ruisdaël. Quelques rares panoramas de la région

de Haarlem élèvent l'artiste au-dessus de la masse des autres peintres paysagistes. Mais peu à peu il se manifeste une certaine stérilité dans ses paysages et l'observation réaliste y cède le pas à une harmonie anonyme et ordonnée. Malgré un certain éclat dans la description de la forêt et des différentes formes de végétation le paysage laisse une étrange impression d'éclectisme. L'artiste représente la nature avec une perfection qui n'est entachée d'aucune référence à la réalité.

Joris van der Hagen

Né en 1615 (ou en 1620) et mort à La Haye le 23 mai 1669



„Tableau de famille” est une huile sur toile acquise par Jean-Pierre Pescatore lors de la vente de la collection Van Nagell Van Ampsen à La Haye en 1851. Nous y voyons un paysage typiquement hollandais. Il se caractérise par la minutie de l'exécution. On pourrait presque compter les feuilles des arbres. L'artiste joue aussi avec les effets de la lumière qui filtre obliquement à travers les abondantes frondaisons des arbres. Un pont mène à une maison seigneuriale, manifestement la propriété des personnages qui se promènent en habits de dimanche sur leur terrain. Ils sont

riches, à l'abri de tout souci matériel et ils veulent nous le faire comprendre. Initialement les personnages se trouvaient sur le pont. Mais ils ont dû juger que le peintre ne leur accordait pas assez d'importance. Par la suite ils furent donc déplacés au premier plan et agrandis par Adriaen van de Velde. On voit bien qu'ils posent pour le tableau. Ce qui étonne c'est le visage adulte, très sérieux des enfants qui ont le regard chargé de tristesse et d'ennui.

Georgette Bisdorff

Villa Vauban, galerie municipale de peinture . . .



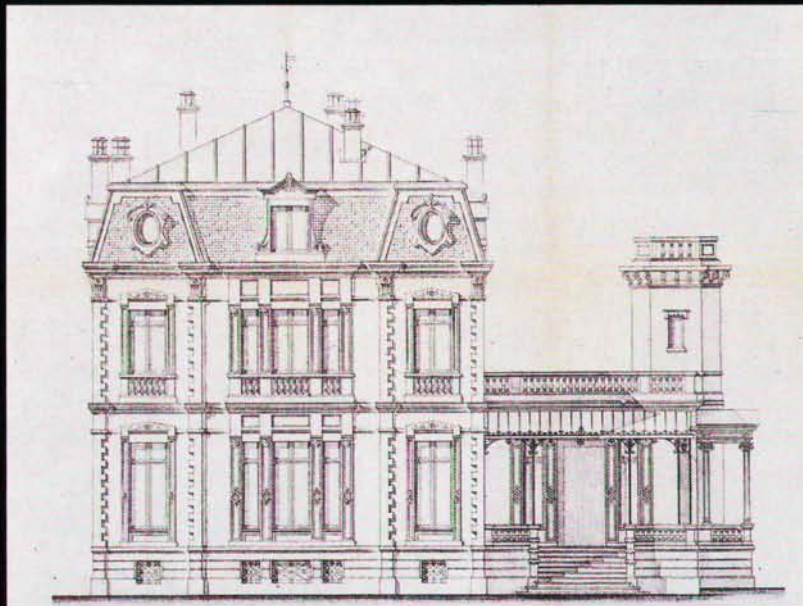
La Villa Vauban sera détournée pour quelques années de sa destination coutumière de galerie municipale de peinture, afin de loger pendant cette période les bureaux et pièces de réception du Grand-Duc.

Aussi la ville, pour ne pas interrompre totalement la présentation de ses collections permanentes d'objets d'art et l'organisation de ses expositions temporaires, devra-t-elle recourir à des solutions de fortune qui éviteront que ses habitants soient privés trop longtemps d'un plaisir culturel auquel ils avaient pris l'habitude de s'adonner.

„Ons Stad" a demandé au conservateur des musées de la ville d'esquisser l'histoire de la Villa Vauban et d'informer ses lecteurs des mesures qui ont été prises pour réduire au minimum les inconvénients qui pourraient résulter d'un abandon complet de ses programmes d'exposition.

Quiconque sera passé, ces jours-ci, devant les grilles de la Villa Vauban, aura remarqué que l'ancienne galerie d'art municipale a subi quelques transformations architecturales. En fait, tout en devenant la résidence officielle de la famille grand-ducale pour la durée de la restauration du palais, elle a renoué avec son passé de maison de maître de la fin du 19^e siècle.

En effet, sur deux assiettes, qui font partie du service d'apparat réalisé en 1883 et 1884 par les frères Zens d'Echternach, service que le peuple luxembourgeois remit en cadeau au Roi Grand-Duc Guillaume III et à la Reine Grande-Duchesse Emma, on reconnaît de façon très distincte la grande véranda en verre et fer forgé qui orne aujourd'hui de nouveau la façade principale de la Villa Vauban.



Ces assiettes montrent la maison dix ans après qu'elle avait été achevée par l'architecte Jean François Eydt pour le compte du fabricant de gants Gabriel Mayer et de son épouse Stéphanie Levy. On y remarque en outre une tour d'escalier à l'angle nord-est et, à la façade est, un élément architectural qui, sous forme de porche néoclassique, était constitué de quatre colonettes corinthiennes sur lesquelles reposait un architrave de facture simple et discrète.

Gabriel Mayer ne vécut que très peu de temps dans cette maison puisqu'il la vendit, l'année même de son achèvement, au baron Charles Joseph de Gargan, maître de forges d'origine lorraine et à son épouse

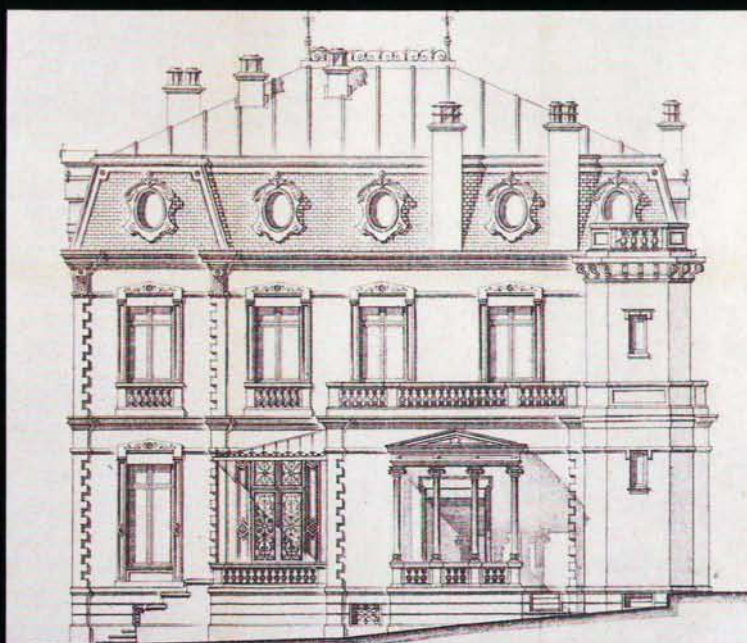
Marie Madeleine Emilie Pescatore. Dans l'acte de vente, la propriété est décrite comme „une maison d'habitation nouvellement construite sise sur le territoire de Luxembourg aux abords de la percée de l' Arsenal, connue sous le nom „Villa Vauban” avec chalet, écuries, remises, serre, aisances et dépendances, ainsi qu'un jardin y attenant, le tout entre la propriété de l'Etat et la route”. La maison doit son nom au fait qu'elle s'élève sur l'emplacement d'un ancien fort que Vauban y avait fait construire.

Les époux habitèrent la maison où naquirent les trois derniers de leurs dix enfants. Après eux leur fille, Marie de Gargan, y vécut avec son

mari, le maître de forges et député libéral, Norbert Le Gallais qui l'avait épousée en deuxièmes noces en 1912.

Madame Le Gallais s'étant retirée dans le sud de la France après le décès de son mari en 1934 et le couple étant resté sans descendants, la Villa Vauban fut habitée de fin 1945 à 1948 par M. Pierre Werner et feu son épouse, née Pescatore qui n'était autre que la nièce de Marie de Gargan.

Le 20 janvier 1949, la ville de Luxembourg acquit au terme d'un acte d'adjudication publique „la maison de maître avec dépendances comprenant logements pour le personnel avec garages et écuries, remi-





ses, serres, jardin et parc de 57,10 ares clôturé de toutes parts" des héritiers de Marie de Gargan qui était décédée en 1948.

De 1950 à 1952 la ville engagea des transformations qui visèrent à aménager le bâtiment en musée destiné à accueillir les collections de peintures et sculptures que lui avaient léguées, en 1853, le banquier et fabricant de tabacs Jean-Pierre Pescatore, en 1878, le banquier et consul général à La Haye, Léon Lippmann et en 1902, Eugénie Pescatore-Dutreux qui avait elle-même hérité d'un fonds d'oeuvres d'art et de „curiosités" constitué au 18^e siècle par l'apothicaire Jodoc Frédéric Hochhertz. Ces travaux qui visaient à „créer une circulation facile dans le bâtiment" et à „éclairer convenablement les salles" affectèrent particulièrement les façades sud, est et nord et, à l'intérieur, la cage d'escalier. Ainsi furent supprimés la véranda en verre, le porche néoclassique et la tour d'escalier. Les transformations avaient été rendues possibles entre autre grâce à un don en argent fait par Auguste Dutreux et son épouse Elisabeth Pescatore, qui était une nièce de Jean-Pierre Pescatore. Cette libéralité avait fait l'objet d'un acte notarié du 5 novembre 1886.

Juste avant l'ouverture prévue du musée, à la fin de l'année 1952, la Cour de Justice des Communautés européennes, avec ses bureaux, fut installée dans la Villa Vauban; elle l'occupa jusqu'en 1959.

Le 23 décembre 1959, enfin, le musée Jean-Pierre Pescatore qui contenait les trois collections précitées et qui en partie avait été, de 1872 à 1914, installé au premier étage de l'Hôtel de Ville, fut officiellement inauguré. Le lecteur intéressé à une documentation plus détaillée pourra se reporter utilement à l'étude parue au numéro 9 de „Ons Stad" sous le titre „La Villa Vauban, victime de son succès?".

Le musée, qui a pu être enrichi au cours des dernières années par des acquisitions régulières de toiles du 17^e siècle surtout, (Jan Brueghel II, Pieter Brueghel II, Claesz Nicolaes Berchem), a provisoirement fermé ses portes en septembre dernier pour une période de trois ans. Les tableaux qui, pendant les deux mois d'ouverture du musée, chaque été, attiraient plus de 3.000 visiteurs, sont actuellement placés en dépôt dans un lieu sûr et bien climatisé. Une sélection des meilleurs d'entre eux restera cependant accessible au public parce qu'elle sera exposée

d'ici peu au Musée National d'Histoire et d'Art dans une salle spécialement aménagée à cet effet qui jouxte la section consacrée à la collection Bentinck-Thyssen.

Grâce à la bienveillante collaboration du directeur du musée et de ses conservateurs, la charte d'échange de 963 qui marque traditionnellement la fondation de la ville, restera également accessible aux visiteurs intéressés qui la trouveront dans la section historique du musée.

En ce qui concerne les expositions temporaires, très variées qui avaient attiré depuis les années 70 un public de plus en plus nombreux et fidèle, elles n'en seront pas pour autant suspendues, puisque la ville compte présenter une à deux expositions par an dans d'autres locaux du centre-ville, ceci en attendant 1995, l'année où Luxembourg sera ville européenne de la culture et où la Villa Vauban, rehaussée du prestige de ses illustres hôtes pour trois ans, prêter de nouveau ses belles cimaises à quelques expositions de très grand niveau.

Danièle Wagener

